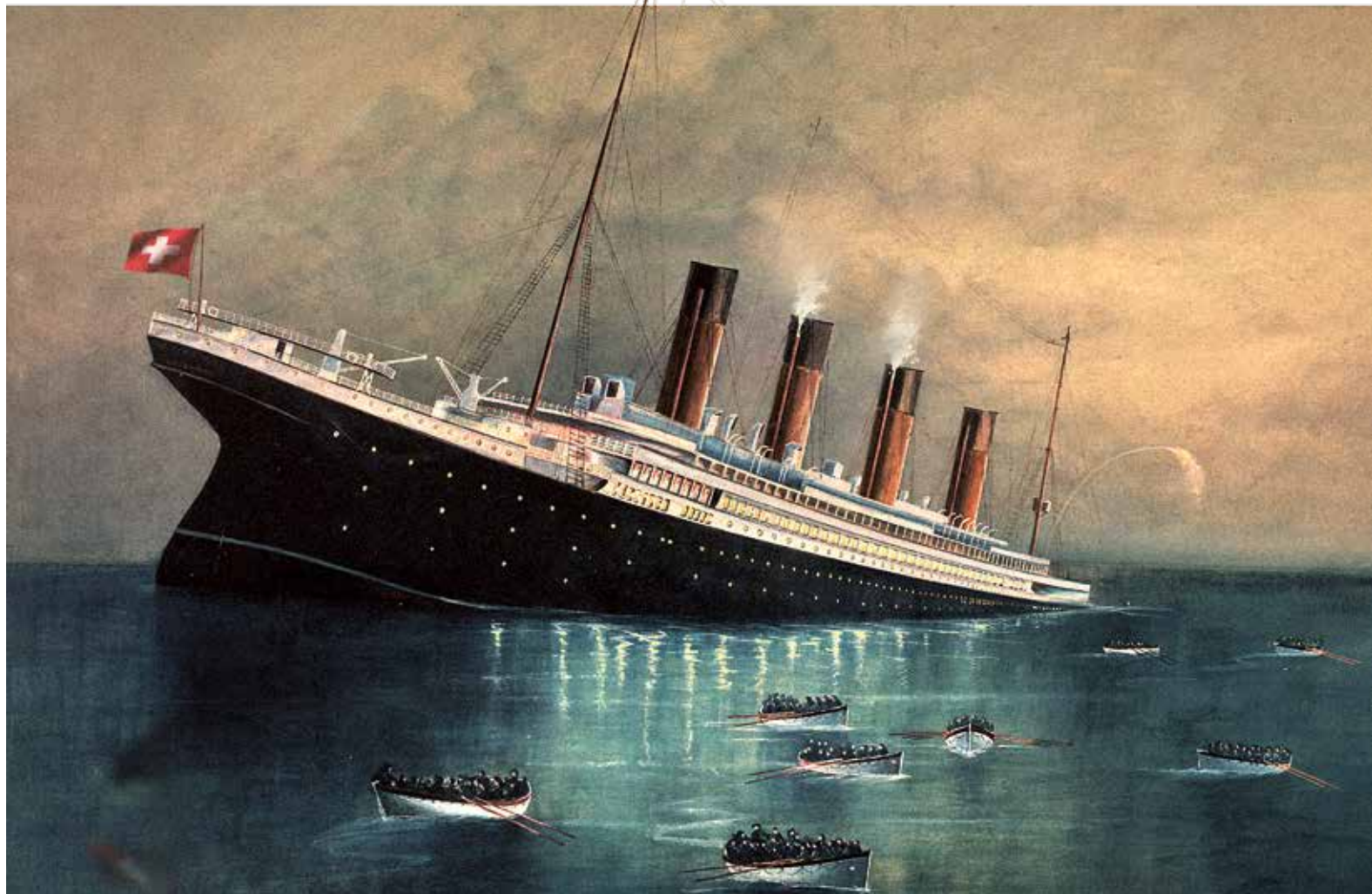


Mary Harrington: Die Feministin, die Ehe und Familie preist

Nummer 12 – 23. März 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7,40

DIE WELTWOCHEN



Der Untergang

Der Bundesrat versenkt die Traditionsbank Credit Suisse und den Schweizer Rechtsstaat. *Beat Gygi und Hans Kaufmann*

«Ich weiss noch mehr»

Reporter-Legende Seymour Hersh über den Nord-Stream-Terror. *Urs Gehrig*

Vom Armeeabschaffer zum Panzergeneral

Die sagenhaften Pirouetten des SP-Chefs Cédric Wermuth. *Christoph Mörgele*

Champagner, Sex
und royale Romantik
Das hochaktuelle Vermächtnis
von König Edward VII.
(1841–1910)

4 1944 07 007406 12



Waschmaschine



Trockner

58
Bis Größe

U
Untersetzt

Hemd 15-6520-9 und
Jacke 24-6563-4 auf
walbusch.de

EXTRAGLATT
CARGO
AB Fr. **169.-**
INKLUSIVE GÜRTEL

+ AUCH ALS BERMUDAS



Salbei

2 Beintaschen
mit Patte und
verdeckten
Knöpfen

Flex-Bund
(ca. 3 cm dehnbar)



Curry



Mittelblau



Terra



Beige



Marine

- ELASTISCH
- CLEANPROTECT
- EXTRAGLATT

6 TASCHEN & 1 GÜRTEL INKLUSIVE

Extraglatt Gürtel-Cargo + Bermudas. Sie sind auf der Suche nach einer praktischen Cargo, haben aber noch keine gefunden, die Ihren Ansprüchen genügt? Dann empfehlen wir dieses Modell. Dank Extraglatt-Ausrüstung ist es bügelfrei und knitterarm, außerdem schmutz- und wasserabweisend und durch die Baumwoll-Elasthan-Mischung auch sehr bequem und elastisch. Zudem bietet Ihnen der Flex-Bund eine Dehnreserve, und in den 6 Taschen bringen Sie vieles unter. Falls Sie das noch nicht überzeugt

hat: Der Gürtel mit Lederelementen ist inklusive. Für wärmere Tage greifen Sie zur luftigeren, ebenso praktischen Bermudas. **Verarbeitung:** Flex-Bund (ca. 3 cm dehnbar). Gürtelschlaufen. 2 Schubtaschen, 2 Gesäßtaschen mit Patte und verdeckten Knöpfen, 2 Beintaschen mit Patte und verdeckten Knöpfen. Inklusive Gürtel mit Lederelementen. Cargo: Fußweite ca. 43 cm. Bermudas: Fußweite ca. 53 cm. **Material:** 98% Baumwolle, 2% Elasthan. Waschmaschinenfest, bügelfrei und trocknergeeignet.

Extraglatt Gürtel-Cargo

| | |
|------------|---------------|
| Salbei | Nr. 24-5312-9 |
| Curry | Nr. 24-5315-0 |
| Mittelblau | Nr. 24-5313-6 |
| Terra | Nr. 24-5314-3 |
| Beige | Nr. 24-5311-2 |
| Marine | Nr. 24-5310-5 |

| | | |
|-------------|----------------|-----------|
| Größen: | 48, 50, 52, 54 | 56, 58 |
| Untersetzt: | 24, 25, 26, 27 | 28, 29 |
| | Fr. 169.- | Fr. 199.- |

Extraglatt Gürtel Cargo-Bermudas

| | |
|------------|---------------|
| Salbei | Nr. 24-5322-8 |
| Curry | Nr. 24-5325-9 |
| Mittelblau | Nr. 24-5323-5 |
| Terra | Nr. 24-5324-2 |
| Beige | Nr. 24-5321-1 |
| Marine | Nr. 24-5320-4 |

| | | |
|-------------|----------------|-----------|
| Größen: | 48, 50, 52, 54 | 56, 58 |
| Untersetzt: | 24, 25, 26, 27 | 28, 29 |
| | Fr. 119.- | Fr. 139.- |



BESTELLSERVICE 071 727 99 65
www.walbusch.ch

5 Jahre Langzeit-Garantie • Kauf auf Rechnung. Unsere Preise enthalten die gesetzliche Schweizer Mehrwertsteuer. Sie gelten für Lieferung in der Schweiz bei Zahlung innerhalb von 30 Tagen ab Rechnungsdatum. Für Versandkosten, Porto und Verpackung berechnen wir lediglich eine Kostenpauschale von Fr. 7.95 pro Auftrag. Walbusch, Parkweg 2, 9443 Widnau SG

Schurkenstaat

*Souverän ist, wer über den
Ausnahmestand entscheidet.
Carl Schmitt*

Nein, die Schweiz ist nicht am Tiefpunkt. Es war schon schlimmer. 1798 fielen die Franzosen ein. Die alte Eidgenossenschaft brach morsch zusammen. Kurz darauf starteten die Eidgenossen wieder durch – ganz vorne dabei übrigens Alfred Eschers Wunderbank Kreditanstalt!

Aber: Dieser Entscheid ist eine Katastrophe für die Schweiz, vielleicht ein Verbrechen, jedenfalls: ein Kapitalfehler unserer Regierung und unserer Notenbank. Anstatt sich schon vor Monaten hinter die Credit Suisse (CS) zu stellen und damit hinter unseren Finanzplatz mit einem unmissverständlichen, erdbebensicheren Signal der Stärke, des Vertrauens, haben sie die Traditionsbank fallenlassen, abgestochen, erdolcht, ins Grab gestossen, verramscht für einen skandalösen Schleuderpreis.

Angsthasen regieren die Schweiz.

Weit gravierender noch, niederschmetternd, eine Untat, die auf die Schweiz bald eine Monsterwelle an Prozessen und Sammelklagen zurollen lässt: Der Bundesrat versenkt nicht nur eine Traditionsbank. Er versenkt den Schweizer Rechtsstaat, das Erbe von Generationen, die Verlässlichkeit, den Ruf der Schweiz als sturmeste Burg von Sicherheit und Eigentum, alles massakriert, weggefräst mit der Kettensäge des Notrechts an einem Sonntagnachmittag im März.

Die Schweizer schimpfen gerne über Autokraten und Diktatoren, über die Putins und die Xi Jinpings der Welt, aber sie merken nicht, dass sie längst selber von Despoten regiert werden. Zweieinhalb Jahre Corona, Klimawahn und Kriegsgetrommel haben die Schweiz verändert. Ein neuer autoritärer Stil zieht ein. Der Bundesrat entdeckt seine Freude am Befehlen, hebelt Grundrechte aus. Der Diebstahl von Aktionärsmilliarden, die Enteignung einer Grossbank sind pure Diktatur.

Es war auch keine Rettung, wie sie behaupten, es war Mord. Bis vors Wochenende beruhigte die Aufsicht, beschwichtigte der Bundesrat, die CS sei stabil, die Bilanz solide, die Turbulenzen eine vorübergehende Vertrauenskrise, eine Klemme, es bestehe nicht der geringste Grund zur Sorge. Entweder haben sie gelogen, oder sie haben sich kolossal geirrt. Nach solchen Parolen darf man doch eine Bank nicht einfach abmurksen –

Super-GAU auch für Nationalbank-Chef Thomas Jordan und die Finanzmarktaufsicht (Finma).

Der «Deal», die «Lösung», die «Rettung», die mit dem Tod des Geretteten endet, beschäftigt bereits Legionen von Juristen. Mit der Willkür-Brechstange des Notrechts hat der Bundesrat die Aktionäre und Obligationenbesitzer enteignet. So etwas hat es in der Schweiz noch nie gegeben. Das wird sich rächen. Es wird die Schweiz heimsuchen. Über der Schweiz liegt jetzt ein Fluch, der Fluch der bösen Tat. Dieser Verrat an den Eigentümern, dieses Attentat auf unseren Rechtsstaat wird Folgen haben.

Die Schweiz schafft sich ab. «Bananenrepublik» ist zu harmlos. «Schurkenstaat» trifft es besser. Es ist eine Schande. Erneut verrät der Bundesrat die Kundschaft unserer Ban-

Was eigentlich ist von der Schweiz nach diesem Wochenende noch übrig?

ken, die auch Kunden unserer Schweiz sind, die an Recht und Ordnung glauben, an die Demokratie, die Stabilität. Unsere Regierung macht die Schweiz zur Unschweiz, zur Anti-Schweiz, die der Neutralität den Garaus macht, die Grenzen für Halunken öffnet, Wirtschaftskriege führt und den Flaggen fremder Staaten huldigt.

Jetzt also noch der staatlich orchestrierte Selbstmord, diese der CS und ihren Eigentümern aufgezwungene Sterbehilfe, ein gewaltsamer Exit, die vielleicht schlechteste aller Varianten. Der Bundesrat amputiert ein Stück Geschichte, schneidet der Schweiz eine ihrer grossen Herzkammern der Wirtschaft heraus. Ein aufgeschrecktes Panikorchester, das den Kopf verloren hat, gibt unser Land der Verachtung und einer internationalen Klagewelle preis. Man kann sich nur schämen.

Was eigentlich ist von der Schweiz nach diesem Wochenende noch übrig? An der Medienkonferenz prahlte der Bundespräsident, endlich einmal nicht mehr selber im Visier, man habe zur CS «vier Sitzungen an vier Tagen» durchgeführt. Hoffentlich überarbeiten sie sich nicht in Bundesbern! Finanzministerin Karin Keller-Sutter erzählte strahlend von ihren Telefonaten mit den Kollegen in den USA und Grossbritannien. Kamen die Befehle von dort? Das CS-Ende, ein Auftragsmord?

Viele Schweizer weinen der Credit Suisse keine Tränen nach. Für sie ist die Bank der Inbegriff von

Korruption und Selbstbereicherung, eine kriminelle Organisation, bei der die Manager jahrelang die Aktionäre plünderten, um sich selber schamlos die Taschen zu füllen. Die Befunde stimmen haargenau, aber sie greifen zu kurz. Trotz allen Missetaten verdankt die Schweiz ihren Grossbanken unschätzbar viel, viel mehr als nur Skandale. Wir werden es bald spüren.

Mit der Übernahme entsteht die grösste UBS, die es jemals gab. Die vor fünfzehn Jahren vom Staat bereits einmal gerettete Grossbank ist jetzt sozusagen nochmals gerettet, «überrettet» worden. Vor den Medien setzte UBS-Präsident Colm Kelleher, der Ire, gelernter Historiker, sein freundlichstes Raubtierlächeln auf, ein Fuchs auf Beutejagd in einem Stall von Hühnern. Er krallte sich die CS, die mindestens das Zehnfache wert ist, zu einem Schnäppchenpreis von lächerlichen 3 Milliarden Franken.

Karin Keller-Sutter feierte die Einigung. Sie ist ein fürchterliches Debakel für den Bundesrat. Nicht nur verschenkt er gegen den Willen ihrer Aktionäre die CS an ihren Konkurrenten. Man wirft der UBS nun auch noch 16 Milliarden vermutlich illegal enteignete Wandelanleihen hinterher plus Bundesgarantien im Wert von 9 Milliarden sowie eine Liquiditätsreserve von 200 SNB-Milliarden. Mit diesem Geld hätte die Schweizerische Nationalbank die CS dreimal retten können.

Die Schweiz geht den Bach runter. Wer sein Tafelsilber dermassen in den Dreck wirft, hat den Wohlstand nicht verdient, den seine Verfahren im Scheweisse ihres Angesichts sprichwörtlich «erschuftet» haben. Dafür jubeln jetzt die Amerikaner, auch die Briten. Sie schiessen seit Jahren scharf auf unsere Banken, um ihre Imperien auszubauen. Kein Zufall, auch kein Wunder: Die jüngsten Schrottpapiere in den CS-Büchern stammen aus den Giftküchen Grossbritanniens und der USA.

Die CS war in vielem Sinn- und Abbild, auch Opfer der Irrwege, auf denen sich unsere Politik bewegt, nach wie vor: Euroturbo-Fieber, Zeitgeistseuche, Geldgier, politische Korrektheit, Genderwahn und Klimareligion. Ist der Untergang, der politisch orchestrierte Dolchstoß gegen die Credit Suisse, die fast so alt ist wie unser Bundesstaat, der Anfang vom Ende? Oder die Wende? Gesundet an der Credit Suisse gar wundersam die Schweiz? Wir wollen nicht aufhören, es zu hoffen. R. K.

Interview mit Seymour Hersh, Panzergeneral Cédric Wermuth, Tom Kummer trifft Marco Chiesa, Spion Efraim Halevy über Russland und China

«Was hat es für einen Sinn, eine Geschichte zu schreiben, wenn es nur eine Eintagsfliege wird?», sagte Seymour Hersh in seinem von Akten überfüllten Büro in Washington, DC, als ihn Urs Gehrig vor Weihnachten 2019 zum Gespräch über sein Lebenswerk traf. Der Mann, der amerikanische Kriegsverbrechen in Vietnam (My Lai) und dem Irak (Abu Ghraib) aufgedeckt hat, war auf der Suche nach einem Stoff. Gut drei Jahre später ist der «grösste investigative Journalist unserer Zeit» (David Remnick, Chefredaktor des *New Yorker*) zurück in den Schlagzeilen. Einmal mehr stellt er seine Regierung, die Weltmacht USA, an den Pranger. In einer spektakulären Recherche bezichtigt er US-Präsident Joe Biden, den Sprengstoffanschlag auf die Nord-Stream-Pipelines angeordnet zu haben. Die Geschichte sei wie «eine Farce von Shakespeare», sagt Hersh im aktuellen Interview mit Gehrig. Er habe noch nicht alles erzählt, was er herausgefunden habe. **Seite 26**

Cédric Wermuth hat eine erstaunliche Wandlung durchlaufen. Als Juso-Präsident sorgte er vor der Volksinitiative gegen Kriegsmaterialexporte für Aufruhr mit einem Plakat, auf dem Bundesrätin Doris Leuthard mit blutigen Händen abgebildet war. Wermuths Botschaft lautete damals: «Täglich sterben Menschen durch Schweizer Waffen.» Als SP-Präsident fordert er mittlerweile, dass



Konflikte entschärfen: Ex-Mossad-Chef Halevy.

die Schweiz das Selbstverteidigungsrecht der Ukraine auch militärisch unterstützt. Doch ein Selbstverteidigungsrecht darf völkerrechtlich nur im Rahmen einer Armee ausgeübt werden. Wie bringt der frühere Armee-

abschaffer Wermuth das unter einen Hut? **Seite 32**

Licht macht glücklich oder traurig, stresst oder beruhigt. Beim Treffen mit Marco Chiesa im SVP-Bundeshausbüro herrschten extrem angenehme Lichtverhältnisse, was den Verlauf des Gesprächs positiv beeinflusst hat. Unser Autor konnte dabei ein wenig abheben, im Geiste ins Tessin, «unser Capri vor der Haustür» – was den Parteipräsidenten sichtbar erfreute und vielleicht auch alles zur guten Laune passt, die momentan bei der SVP herrscht: Das könnte ein Festjahr werden! **Seite 46**

Efraim Halevy hat im Laufe seiner langen Karriere beim Mossad und als Leiter des Nationalen Sicherheitsrates Israels mehrmals mit kreativen Vorschlägen brilliert, um schwierige Konflikte zu entschärfen oder zu lösen. So war er zum Beispiel Katalysator für den israelisch-jordanischen Frieden, nachdem er ein Vertrauensverhältnis zum haschemitischen Herrscherhaus aufgebaut hatte. Stets hatte er nicht nur die regionale, sondern auch die globale Entwicklung im Auge. Pierre Heumann sprach mit Halevy über die künftigen Rollen Chinas und Russlands, über den Krieg in der Ukraine und über seinen überraschenden Vorschlag, dass Jerusalem auf Teheran zugehen sollte. **Seite 42**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

**INKL.
GARTEN-TIPPS
VON DER
KINDER-
GÄRTNERIN.**



**Wo gute Gespräche beim
Einkaufen noch dazu gehören.**

Im Volg hat eine spontane Unterhaltung genauso Platz, wie die vielfältigen Produkte des Alltags. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, prägt Volg mit seinen rund 600 Läden das Dorfleben in der Schweiz.

Volg
frisch und fründlich



Herz für Männer: Mary Harrington. Seite 36



«Playboy Prince»: König Edward VII. Seite 53



Duft des Südens: Marco Chiesa. Seite 46

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Dublin ist gescheitert
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber David Raedler
- 10 Tagebuch Karl Reichmuth
- 13 Bern Bundeshaus
Mister Miller mischt sich ein
- 14 Der Untergang
Das Ende der CS, das Versagen der Politik,
die Folgen für die Schweiz
- 16 Rechtsprofessor Marcel Niggli
«Schweiz verkommt zur Bananenrepublik»
- 18 Babylon Bahnhofstrasse
Wie Schweizer Banker lernten,
durchzudrehen
- 19 News Gebt der neuen UBS eine Chance
- 20 Narren regieren die Welt
Gefährliche Macht der Notenbanken
- 21 Personenkontrolle
- 21 News Steinbrück lobt Schweiz und UBS
- 22 Weisheit des Herzens
- 24 Mörgeli Credit Suisse Boy Group
- 24 Migration 95 Prozent der Asylbewerber
verschleiern ihre Identität
- 25 Peter Bodenmann
Ueli Maurer sah das Desaster kommen
- 26 «Ich weiss noch mehr» Seymour Hersh
über den Anschlag auf Nord-Stream
- 30 Pascal Morché
Frühling, weich' von mir
- 31 Kurt W. Zimmermann
Zwei Rivalen, zwei Profile

- 32 Cédric Wermuth
Vom Armeeabschaffer zum Panzergeneral
- 34 Mein lieber Peter Bodenmann
Offener Brief von Alfred Gantner
- 35 Amerika, Putin und das Haager Tribunal
Wirkungsloses Gericht
- 36 Sie preist Ehe und Familie
Feministin Mary Harrington
- 38 Schöne Neue Welt
Wer nicht vergleicht, hat schon vergessen
- 39 Philipp Müllers Wiederkehr
Ex-FDP-Präsident als Wahlkampfleiter
- 40 Russlands Antimodernist ist uns näher
als gedacht Denken wie Putin
- 41 Anabel Schunke
Empörung in der woken Klapsmühle
- 42 Xis Meisterstück Die Gewichte
der Geopolitik verschieben sich
- 43 Inside Washington
- 44 Porno-Anleitung für Primarschüler
Broschüre «Hey You»
- 45 Tamara Wernli
Von Müllmännern und Kellnerinnen
- 46 Tessiner Charme im Röstiland
Tom Kummer über SVP-Chef Marco Chiesa
- 50 Leserbriefe
- 51 Nachrufe Bruno Steiner, Antje Vollmer
- 52 Beat Gygi Buchhalter der Zeitenwende

GESCHICHTE: EDWARD VII.

- 53 Champagner, Sex und royale Romantik
Edward VII. – sein Vermächtnis ist
im Zeitalter von Instagram

LITERATUR UND KUNST

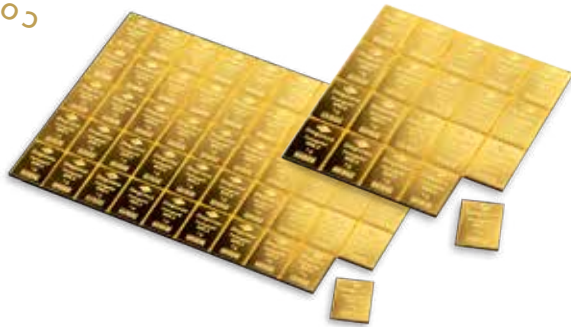
- 59 Ikone der Woche
- 60 Überraschende Wendungen
Bestsellerautorin Colleen Hoover
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 «Benin-Bronzen»
Spektakuläre Moralinszenierungen
- 68 Fernsehen Snooker auf Eurosport
- 68 Serie «The Perfect Match»
- 69 Film «Tchaikovsky's Wife»
- 70 Theater Die Perser
- 71 Pop Gorillaz
- 71 Jazz Peter Schärli Big Trio

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Hexenverbrennen
- 74 Häuser «The Holme» in London
- 76 Essen und Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Bei den Leuten
Weltwoche-Skirennen in Arosa
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Dinner mit ... Matthias Breschan
- 82 Das indiskrete Interview
Anne Walser, Filmproduzentin

Degussa 

GOLD UND SILBER.



Degussa: *die einfachste Art,* in Edelmetalle zu investieren.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich · Tel: 044 403 41 10
Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf · Tel: 022 908 14 00

Mitgliedschaften:



ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Dublin ist gescheitert

Mehr illegale Einwanderung, weniger Sicherheit: Die Schengen/Dublin-Abkommen sind im Ernstfall untauglich. Immer mehr Staaten sehen es ein. Die Schweiz zögert.

Hubert Mooser

At Bundesrat Christoph Blocher (SVP) brachte es auf den Punkt: Das aktuelle Asylchaos sei die Folge «einer jahrelangen und illusionären Asylpolitik, die mit <Schengen/Dublin> auch einen Namen hat». Und die Fehlentwicklung gehe weiter, schrieb er kürzlich auf Weltwoche.ch. Der französische Innenminister Gérald Darmanin erklärte Anfang März, das Übereinkommen von Dublin «funktioniert quasi nicht mehr in einigen Ländern». Diese Staaten hätten das System für tot erklärt. Fakt ist, dass die Regeln, die sich die EU-Länder inklusive der Schweiz zur Bewältigung der Migrantenströme auferlegten, nicht das Papier wert sind, auf das sie gedruckt wurden.

Über dem europäischen Mittel

Mit dem Vertrag von Schengen hat man die Kontrollen an den Grenzübertritten abgeschafft, sie wurden an die Aussengrenzen der EU verlegt. Gleichzeitig wollte Brüssel verhindern,



Reise zur Wunschdestination: *Mattea Meyer.*

dass in den südlichen Ländern ankommende Migranten einfach nach Norden weiterreisen können, um dort Asyl zu beantragen. Darum legte man mit dem Dublin-Vertrag fest, dass jenes Land für ein Asylverfahren zuständig ist, in dem Migranten erstmals EU-Boden betreten haben. Die Schweiz stimmte nach einem heissen Abstimmungskampf im Jahr 2005 dem Beitritt zu den Abkommen von Schengen/Dublin zu.

Den Ausschlag gaben auch die Versprechen der Befürworter, dass die Zahl der Asylgesuche in der Schweiz um 20 bis 30 Prozent sinken werde. Die damalige Chefunterhändlerin für dieses Dossier, Monique Jametti Greiner, erklärte in einem Interview: «Ohne Schengen und Dublin müssten wir punkto Sicherheit mittel- und längerfristig Abstriche machen. Im Asylbereich würden wir stärker belastet werden.» Seither sind aber die Anzahl Asylbewerber, die Kriminalitätsrate und die Kosten für Schengen/Dublin konstant gestiegen.

Mit 24 500 neuen Asylgesuchen im Jahr 2022 sind wir längst wieder bei jenen Werten angelangt, die von 2000 bis 2003, also vor Schengen/Dublin, die Regel waren. Zählt man noch die kriegsgeflüchteten Ukrainer dazu, hat die Schweiz im letzten Jahr gegen 120 000 Personen Obdach gewährt, so vielen wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Mit 1,5 Asylsuchenden pro 1000 Einwohner liegt die Schweiz auch deutlich über dem europäischen Mittel. Für dieses Jahr rechnet das Staatssekretariat für Migration mit bis zu 40 000 Asylgesuchen.

Unter dem Titel Schengen/Dublin findet heute eine Art Asyl à la carte für Arbeitsmigranten aus aller Welt statt, die eigentlich keinen Anspruch auf Asyl hätten. Sie gehen in Griechenland oder Italien an Land und reisen danach unbehelligt weiter zu ihren Wunschdestinationen im Norden Europas, wo die Bedingungen lukrativer sind.

Auch die reiche Schweiz ist ein begehrtes Ziel-land. «Die Zahl von über 52 000 Aufgriffen Illegalen im letzten Jahr ist nur ein Beispiel, das zeigt, wie die Grenzkontrollen nicht mehr funktionieren», sagt SVP-Nationalrat Gregor Rutz. «Statt mehr Sicherheit und weni-

ger Asylbewerber bringen die Abkommen der Schweiz weniger Sicherheit, mehr illegale Einwanderung und Kriminalität.»

Konsequent zurückweisen

Die SVP hat zwei Vorstösse eingereicht, in denen sie die Wiedereinführung von Grenzkontrollen verlangt. Auch soll der Bund auf Asylgesuche

Arbeitsmigranten aus aller Welt reisen unbehelligt weiter zu ihren Wunschdestinationen.

von Personen, die durch einen sicheren Drittstaat in die Schweiz gelangen, nicht mehr eintreten. Solche Personen solle man stattdessen konsequent an die entsprechenden Länder zurückweisen. Das ist aber einfacher gesagt als getan, weil das Dublin-Asylsystem eben nicht funktioniert.

So hat Italien am 5. Dezember bekanntgegeben, dass man die Dublin-Rückübernahmen aussetze. Auch Ausschaffungen nach Griechenland sind schwierig. SP-Co-Präsidentin *Mattea Meyer* und der Präsident der Grünen, *Balthasar Glättli*, wehrten sich in einer gemeinsamen Erklärung gegen Rückführungen nach Kroatien – weil Asylsuchenden dort folterähnliche Misshandlungen drohten. Mit der gleichen Kritik versuchen linke Kreise auch Abschiebungen in Richtung Ungarn zu verhindern.

Die Frage steht im Raum: Was für einen Sinn macht ein Asylabkommen, das eigentlich toter Buchstabe ist, aber viel kostet? Doch für eine Kündigung der Verträge von Schengen/Dublin gibt es keine Mehrheit. Viele denken wie FDP-Ständerat *Damian Müller*: Ein schlecht funktionierendes System sei immer noch besser als gar keines. Die Schweiz, in der Mitte von Europa, könne es sich nicht leisten, die Abkommen von Schengen und Dublin zu kündigen. Grossbritannien sei diesen Weg gegangen und müsse heute Millionen dafür bezahlen, dass Frankreich die Migranten zurückhalte.

95 Prozent der Asylbewerber verschleiern ihre Identität: *Seite 24*

Lieber David Raedler

Als Waadtländer Grossrat (Grüne) und Rechtsanwalt fordern Sie die Kantonsregierung mit einem Postulat auf, in den Schulen Schweizerdeutsch unterrichten zu lassen. Sie sind nicht der Erste, der es gut meint mit diesem Vorschlag. Der Kanton Genf versucht es auf Sekundarschulstufe mit gerade einmal siebzehn Lektionen pro Jahr, bei denen die Schüler knapp gewisse Bruchstücke der Dialekte aufschnappen.

Darf ich Ihnen als Bilingue mit viel Erfahrung beiderseits des Röstigrabens sagen, dass Sie die Sprachsituation der Schweiz missverstehen? Klar, Sie haben drei Jahre in Bern gelebt und dabei etwas *Bärndütsch* gelernt und stellen fest, dass man als Welscher mit Schulhochdeutsch in der Deutschschweiz nicht sehr weit kommt – machen aber den Irrtum, den Fehler bei den Welschen zu orten.

Dabei ist die Realität ganz anders: Die verbockten Kommunikatoren sind (mit einigen Ausnahmen) eher die Deutschschweizer, die



Irrtum bei den Welschen: David Raedler.

nicht bereit sind, Französisch zu sprechen, obschon sie es in der Schule gelernt haben. Sie haben sogar grösste Mühe mit Hochdeutsch, das sie zwar auch gelernt haben, aber nicht beherrschen.

Was geschieht im Alltag? Wenn ein Welscher zu einer Sitzung in Zürich anreist und ver-

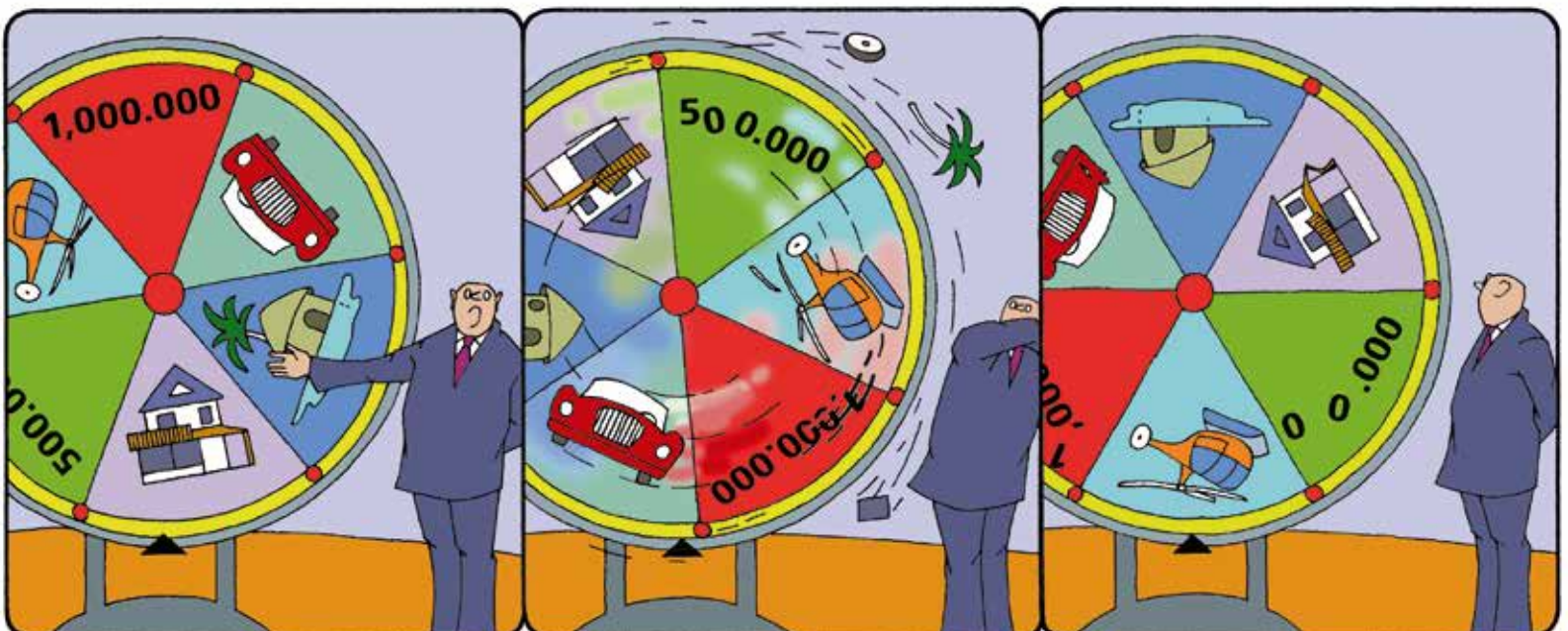
sucht, sich in Hochdeutsch auszudrücken, antworten die Zürcher auf Flughafen-Englisch. Und sobald sie unter sich sind, reden sie *Schwizertüütsch*, auch wenn ein Romand im Raum steht. Abgesehen davon kann man Dialekte nicht in der Schule lernen, da helfen nur Austauschjahre im Sprachgebiet.

Übrigens, es wäre nur schon gut, wenn die welschen Schulen den Kindern korrektes Französisch beibringen würden. Es gibt noch zu viele Studenten mit Bachelor-Niveau, die das Verb im Perfekt konsequent mit dem Infinitiv verwechseln.

Vielleicht ist in Zukunft tatsächlich die fünfte Landessprache, Flughafen-Englisch, für alle angesagt. Wenigstens versteht man sich dann.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Karl Reichmuth



Der 19. März 2023 wird als schwarzer Sonntag in die Schweizer Geschichtsbücher eingehen. Es war der Tag, an dem die Credit Suisse durch unüberlegtes und vorschnelles Handeln zu Grabe getragen wurde. Ich nehme es vorweg: Es war der vielleicht schlimmste Tag meines Berufslebens. Dabei hatte ich gehofft, dass alles anders kommt – ähnlich wie im Oktober 2008, als die UBS durch kluges und umsichtiges Handeln des damaligen Bundesrats Kaspar Villiger gerettet wurde.

Damals genügten 60 Milliarden Franken, um eine nationale Institution am Leben zu erhalten. Diesmal wurden von der Nationalbank faktisch 209 Milliarden bereitgestellt. Doch die Credit Suisse überlebte es nicht. Ich stufe dies auch als Verrat an unseren schweizerischen Grundwerten wie Freiheit, Rechtssicherheit und Demokratie ein.

Dass sich der Bundesrat dabei auf das Notrecht berief, kann nur mit Panik und Aktivismus erklärt werden. Es steht im Gesetz, dass Notrecht nur angewandt werden darf, wenn die Grundrechte der Demokratie bedroht sind. Und dies war in keiner Weise der Fall.

Für mich selbst hat das ganze Drama auch eine persönliche Dimension. Nach meiner Lehre bei der St. Galler Kantonalbank in Rapperswil-Jona erhielt ich 1959 bei der Schweizerischen Kreditanstalt in Zürich die Chance, im Bankengeschäft richtig Fuss zu fassen. Und ich arbeitete 27 Jahre mit Stolz und Freude für diese Bank – und bin ihr heute noch dankbar, dass mir diese Möglichkeit geboten wurde.

Was mich am jetzigen Krisenmanagement besonders stört? Dass es auf Druck des Aus-

lands zu einer Notfallübung kam, in der es praktisch nur Verlierer gibt. Dabei spreche ich vor allem von den Aktionären. Sie wurden in einer Nacht-und-Nebel-Aktion durch den

Der 19. März war der vielleicht schlimmste Tag meines Berufslebens.

Staat faktisch enteignet. Dabei steht es eigentlich im Gesetz, dass bei einer solchen Massnahme eine Frist von sechs Wochen gewährt werden muss, in der sich die Aktionäre in die Entscheidung einbringen können. Dieses Gesetz wurde ausgehebelt. Deshalb wäre es keine Überraschung, wenn noch die eine oder andere Klage eintreffen und der gesamte Prozess in Frage gestellt würde.

Letztlich ist der Untergang der Credit Suisse keine Spätfolge der Bankenkrise von 2008. Seither wurde immer mehr billiges Geld ins System gepumpt, das zu Spekulationen und risikoreichen «Wetten» veranlasste. Die Überschuldung nahm immer mehr zu. Dass dann die Silicon Valley Bank in Konkurs ging, befeuerte die Panik an den Märkten und beschleunigte den zerstörerischen Prozess.

Dass rückblickend der Präsident der Saudi National Bank (SNB), Ammar al-Khudairy, mit seiner Aussage, man werde kein weiteres Geld in die CS einschliessen, für den Untergang der Schweizer Bank verantwortlich gemacht wird, ist eine billige Ausrede.

Ich bin überzeugt, dass die Credit Suisse genügend Substanz besessen hätte, sich selber zu erholen – wenn man ihr die Zeit gelassen hätte.

Dass sich nun aber die Regierung in der Schweiz in den Prozess einschaltete, ist für mich eine Bankrotterklärung – im wahrsten Sinn des Wortes.

Die Aktion verstösst gegen die schweizerischen Grundwerte – und das wichtigste Prinzip der Wirtschaft: Das Eigentum muss immer beim Individuum bleiben. Doch im Fall der CS liegt es nun beim Staat.

So gesehen, ist die UBS nun eine Staatsbank – mit einer gefährlichen Monopolstellung. Wir können nur hoffen, dass die Kartellkommission noch einschreitet und die Credit Suisse wiederherstellt. Doch da ist vielleicht der Wunsch Vater meines Gedanken.

Die Schweiz ist ein Land, dessen Qualitäten darauf gründen, dass die Basis der Bevölkerung bestimmt – dass der Entscheidungsweg quasi von unten nach oben verläuft. Bei der Credit Suisse war dies umgekehrt. Die Entscheidung wurde auf starken Druck von oben diktiert.

Doch vielleicht ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Hoffentlich zieht man in der Politik und in Wirtschaftskreisen einen Rückkommensantrag in Erwägung – und hinterfragt diesen unter Druck gefällten Notrechtsentscheid nochmals grundsätzlich. Es wäre noch nicht zu spät.

Der Termin für den Vollzug ist erst in sechs Monaten vorgesehen.

Karl Reichmuth, 83, bezeichnet sich als Methusalem der Schweizer Bankiers. 1996 gründete der Luzerner die Vermögensverwaltung Reichmuth & Co., die zwei Jahre später in eine Privatbank umgewandelt wurde.

Der Schweizer Gesundheits-Schuh Pionier

Der Ostschweizer ETH-Ingenieur und Bewegungswissenschaftler Karl Müller hat mit seinen Erfindungen die Schuhindustrie revolutioniert. Er hat Nike zur Erfindung des Nike Free inspiriert und Skechers ist mit Müller's Erfindung zur zweitgrössten Schuhmarke der Welt aufgestiegen.

Herr Müller, was ist an Ihrer Erfindung denn so revolutionär?

Vor 1996 sind alle Schuhe weltweit nach dem Prinzip «Stützen, Führen, Dämpfen» gebaut worden. Das hat die Fussmuskulatur eher geschwächt als trainiert. Ich wollte genau das Gegenteil bezwecken und habe eine instabile Sohle erfunden, die den Fuss mobilisiert anstatt stabilisiert und dadurch die Muskulatur bei jedem Schritt am ganzen Körper trainiert. Das war die Geburt der aktiven Gesundheitsschuhe gewesen. Von da an hat die ganze Welt ihre Schuhe nach meinem Prinzip gebaut. Unter anderem ist auch der Nike Free von dieser Idee inspiriert worden. Im Gegensatz zu den grossen Schuhherstellern, entwickeln und produzieren wir einen grossen Teil unserer Schuhe hier in der Schweiz und in Norditalien.

Hand aufs Herz, haben Sie nie irgendwelche Schmerzen?

Doch, doch, schon als Jugendlicher hatte ich meine Knie beim Fussballspielen immer eingebunden. Vor drei Monaten habe ich mir bei einer Grätsche einen doppelten Meniskusriss im linken Knie zugezogen und habe zwei Wochen nicht mehr gehen können. Nach drei Monaten kybun Joya Therapie bin ich nun auch unter Belastung wieder vollends schmerzfrei. Letzten Winter habe ich mir von einem Sturz beim Skifahren einen Bandscheibenvorfall geholt.

Ich könnte 10 Mrd. Gesundheitskosten einsparen.

Diesen habe ich mir nach drei Wochen wegtherapiert. Vor zwei Jahren habe ich mir bei einer Spagat-Vorführung mehrere Risse in der hinteren Oberschenkelmuskulatur zugezogen. Die Schmerzen sind mittlerweile komplett verschwunden, die Beweglichkeit ist rechts aber etwa 5% kleiner als links.



Schuhpionier Karl Müller (71), Erfinder der kybun Technologie

Würden Sie Ihr Gelenk operieren lassen?

Wenn es sich nicht um einen Unfall handelt, würde ich eine Operation um jeden Preis verhindern. Denn Operationen lösen nicht die Ursache, sondern zielen nur darauf ab, die Schmerzen loszuwerden. Die Schmerzen sind aber dein Freund, der dir sagen will, was du an deinen Mustern im Alltag wie vieles Sitzen oder an deiner Art zu gehen, ändern sollst. Eine Operation kann vorübergehend zwar Schmerzen lösen, verursacht jedoch «Flurschäden» in Form von inneren Narben und Faszienvorverklebungen. Das wiederum reduziert die Beweglichkeit und löst einen Teufelskreis von Folgen aus: Schonhaltungen, Überlastung anderer Gelenke, erneute Gehschmerzen etc. Orthopädische Operationen schaden somit meistens mehr, als dass sie nützen. Sie stellen ein grosses Risiko dar. Man weiss nie, wie sie ausgehen.

Jährlich werden Kosten in Milliardenhöhe für Operationen ausgegeben. Warum lässt man seine Knie, Hüfte und Rücken so «leichtfertig» operieren?

Das ist nicht überall auf der Welt so. Deutsche und Schweizer sind Weltmeister dar-

in. Es hat sich einfach so eingebürgert, dass man zum Arzt springt, wenn man Schmerzen verspürt. Wenn die Krankenkassen nicht zahlen würden oder man 30% selbst zahlen müsste, würde man länger zuwarten. Dabei gibt es kostengünstige und unkomplizierte Alternativen, wie den kybun Schuh und die kybun Joya Therapie.

kybun Schuhe kann man ausprobieren, Operationen nicht.

Als Patient würde man schnell erkennen, dass sich Gelenk- und Rückenschmerzen ganz von selbst lösen, wenn man etwas Geduld mitbringt, und gesundes Gehen lernt. Genau dafür stellen wir kybun Schuhe her und bieten unser Knowhow an. Unsere kybun Schuhe kann man übrigens für CHF 30.- zwei Wochen risikofrei ausprobieren, Operationen nicht.

Vielen Dank, Herr Müller, für Ihre Zeit und der spannende Einblick in die Schweizer Schuhindustrie.



Die Schweizer Lösung gegen Gelenk- und Rückenschmerzen.

THE MEDICAL SWISS AIR-CUSHION SHOE.

Frühlingstage
auf dem Fluss



8 Tage ab
CHF 1590* p.P.

Savoir-vivre auf Saône und Rhône

NEU LYON-MÂCON-ARLES-LE POUZIN
MS LORD BYRON

- TAG LAUSANNE-LYON** Individuelle Anreise zum Hauptbahnhof Lausanne und Bustransfer nach Lyon. Um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- TAG CHÂLON-SUR-SAÔNE-TOURNUS** Am Morgen Ausflug⁽¹⁾ nach Dijon. Am Ende des Ausflugs können Sie den berühmten Dijon-Senf verkosten. Nachmittags in Châlon Zeit für eigene Entdeckungen.
- TAG TOURNUS-MÂCON** Individuelle Zeit in Tournus. Weiterfahrt nach Mâcon und Ausflug⁽¹⁾ zum Weimuseum mit Degustation. Im Themenpark wird auf originelle Art Wissenswertes über den Wein und den Anbau in der Region vermittelt.
- TAG LYON** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Lyon. Die Basilika, Altstadt mit den verwinkelten Traboules und Reste des Amphitheaters werden Sie begeistern. Am Nachmittag Zeit zur freien Verfügung.
- TAG VIVIERS-ARLES** Rundgang⁽¹⁾ durch Viviers und Besichtigung der wichtigsten unter Denkmalschutz stehenden Gebäude des Städtchens.
- TAG ARLES-AVIGNON** Ausflug⁽¹⁾ in die Camargue mit Besuch eines ornithologischen Parks und Aufenthalt am Meer. Am Nachmittag freie Zeit in Arles oder geführter Rundgang⁽²⁾ mit Besuch des Amphitheaters.
- TAG AVIGNON** Rundgang⁽¹⁾ durch Avignon und Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten wie den Papstpalast und die Brücke «Pont d'Avignon». Nachmittags freie Zeit in Avignon oder Ausflug⁽²⁾ zum «Pont du Gard», ein ehemaliges Aquädukt aus der Antike. Weiterfahrt am Abend.
- TAG LE POUZIN-LAUSANNE** Ausschiffung nach dem Frühstück und Busfahrt zum Hauptbahnhof Lausanne. Individuelle Heimreise.

LE POUZIN-LYON

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.



Lyon

Reisedaten 2023 **Es het solangs het Rabatt**

| Lyon-Le Pouzin | Le Pouzin-Lyon |
|-------------------|-------------------|
| 11.05.-18.05. 500 | 18.05.-25.05. 500 |
| 28.06.-05.07. 500 | 05.07.-12.07. 600 |
| 22.08.-29.08. 500 | 29.08.-05.09. 500 |

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Vegetarische Menüoptionen
- Vegane Mahlzeiten auf Voranmeldung
- Bustransfer Lausanne-Lyon & Le Pouzin-Lausanne
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Persönliche Reiseunterlagen
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

| | |
|---|---------|
| 2-Bettkabine Hauptdeck hinten | 2090 |
| 2-Bettkabine Hauptdeck | 2290 |
| 2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon | 2490 |
| 2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon | 2590 |
| Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾ | 2690 |
| 2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon | 2790 |
| Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾ | 2990 |
| Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾ | 3190 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck ⁽⁶⁾ | 0 |
| Zuschlag Alleinbenutzung MD/OD | 890/990 |
| Ausflugspaket (6 Ausflüge) | 290 |

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich

⁽⁶⁾ Limitierte Kabinenanzahl ohne Zuschlag, regulärer Preis auf Anfrage



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550



MS Lord Byron

**THURGAU
TRAVEL**

Weitere attraktive Reisen!



15 Tage ab CHF 3090 p.P.

7-Länderfahrt zum Donaudelta
LINZ-DONADELTA-BUDAPEST-LINZ
MS THURGAU PRESTIGE

Reisedaten 2023

02.06.-16.06. 25.08.-08.09.⁽⁷⁾



8 Tage ab CHF 1590 p.P.

Flussquartett auf Saar, Mosel, Rhein und Neckar
SAARBRÜCKEN-HEIDELBERG-STUTTGART
MS THURGAU CASANOVA

Reisedaten 2023

| Saarbrücken-Stuttgart | Stuttgart-Saarbrücken |
|------------------------------|------------------------------|
| 19.04.-26.04. ⁽⁸⁾ | 26.04.-03.05. ⁽⁹⁾ |
| 03.05.-10.05. ⁽⁸⁾ | 10.05.-17.05. ⁽⁹⁾ |
| 17.05.-24.05. | 24.05.-31.05. |
| 18.10.-25.10. | |



11 Tage ab CHF 2490 p.P.

Die dalmatinische Küste in voller Länge
KOTOR-DUBROVNIK-SPLIT-ZADAR
MV THURGAU ADRIATICA

Reisedaten 2023

| Kotor-Zadar, 11 Tage | Zadar-Kotor, 12 Tage |
|----------------------|----------------------|
| 10.05.-20.05. | 20.05.-31.05. |
| 31.05.-10.06. | 10.06.-21.06. |
| 21.06.-01.07. | 12.08.-23.08. |
| 23.08.-02.09. | 02.09.-13.09. |
| 13.09.-23.09. | |

OSTER-SPECIAL

Tolle Preise & Angebote

Profitieren Sie von exklusiven
Oster-Angeboten und
geniessen Sie Frühlingstage
auf dem Fluss!



thurgautravel.ch/ostern

Oster-
Gewinnspiel



Mister Miller missbraucht sein Amt

Der US-Botschafter in Bern mischt sich in innere Angelegenheiten der Schweiz ein. Und kaum einer wagt es, ihm zu widersprechen.

Sein Name ist Scott Miller, er stammt aus Colorado, US-Präsident Joe Biden hat ihn im Januar 2022 als Botschafter in die Schweiz geschickt. Der 43-jährige frühere UBS-Vermögensverwalter und LGBTQ-Aktivist, der mit einem 26 Jahre älteren Mann verheiratet ist, bekam den begehrten Job in Bern, weil er und sein Ehemann mit Spenden und Einsatz Biden zum Sieg über Donald Trump verhalfen. Aber der US-Botschafter, ein Quereinsteiger ohne diplomatische Erfahrung, muss aufpassen, dass er nicht plötzlich zu einer Person wird, mit der man sich in Bern nicht mehr gerne sehen lässt.

Die USA gelten als befreundeter Staat. Bei einem Interview mit der NZZ trat Miller aber auf, als wäre die Schweiz ein Vasallenstaat der Vereinigten Staaten oder er der Hochkommissar einer Besatzungsmacht. Freilich lieferten die Medienleute entsprechende Stichworte.

Ob er beim Bundesrat interveniert habe, weil die Landesregierung bei der Übernahme der Sanktionen anfänglich zögerte, wollten sie von Miller wissen. «Ich war zu diesem Zeitpunkt gerade sechs Wochen in Bern», gab er zur Antwort. Und weiter: «Ich glaube, ich konnte die US-Position ziemlich klar darstellen. Die Schweiz sollte nicht zur Umgehung von Sanktionen gegen Russland benutzt werden können. Das war eine Botschaft, die ankam.» Mit anderen Worten: Scott Miller will die Landesregierung dazu gebracht haben, die EU-Sanktionen mitzutragen.

Geld aller Russen einziehen

Das war aber bloss die Ouvertüre: Miller flichte bei diesem Gespräch auch der Seco-Staatssekretärin Helene Budliger Artieda am Zeug herum. «Gewisse ihrer Kommentare beunruhigen mich allerdings etwas, weil sie den Nutzen von Sanktionen in Frage stellt», moniert er. Er drängte die Schweiz, an der Task-Force «Russian Elites, Proxies and Oligarchs» der westlichen Länder teilzunehmen. Es geht um die Konfiszierung russischer Vermögen und Gelder. Miller spricht dabei vom Einziehen aller russischen Gelder. Und er verlangte vom Parla-



«Loch eines Donuts»: Quereinsteiger Miller.

ment, die Wiederausfuhr von Waffen aus Drittstaaten so schnell wie möglich zu erlauben.

In Sachen Sicherheitsarchitektur in Europa beleidigte der US-Botschafter die Schweiz als «Loch eines Donuts». Sie profitiere von der

Seine Tiraden sind ein Aufruf an die Schweiz, die Neutralität und die Eigentumsgarantie zu beerdigen.

Nato. Es sei im Interesse aller, dass die Schweiz so eng wie möglich mit ihren europäischen Verbündeten kooperiere, etwa mit grenzüberschreitenden Trainings. Kurz: Millers Tiraden sind ein kaum verhüllter Aufruf an die Schweiz, die Neutralität und die Eigentumsgarantie zu beerdigen.

Dieser Affront gab auch in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates (APK-N) zu reden, die am Montag und Dienstag in Bern tagte. SVP-Politiker Roland Büchel kann es immer noch nicht fassen, dass ein US-Botschafter mit der Forderung stürmt, Gelder von Bankkunden einzuziehen, nur weil diese

zufällig aus dem falschen Land kommen. Büchel will wissen, ob Miller mit seinen Aussagen die offizielle Haltung der USA vertritt. Und ob der Bundesrat den US-Botschafter einbestellt habe. «Er hat Dinge gesagt, die für einen Botschafter inakzeptabel sind», so der St. Galler.

Berner Kapitulation

Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) verkündet dazu auf Anfrage die üblichen Floskeln: Man habe regelmässigen Kontakt mit der US-Botschaft. Zu den Inhalten äussere man sich allerdings nicht. Man fragt sich aber auch, weshalb ausser den SVP-Vertretern keine anderen Parlamentarier die Schweiz gegen Tiraden des US-Botschafters in Schutz nehmen. Müssten sich die gewählten Volks- und Ständesvertreter bei unbotmässigen Angriffen ausländischer Gesandter auf unser Land nicht erst recht auf die Hinterbeine stellen?

Vielleicht wäre es schon hilfreich, wenn Aussenminister Ignazio Cassis dem US-Botschafter Miller einmal persönlich den Artikel 41 des Wiener Übereinkommens über die diplomatischen Beziehungen in Erinnerung rufe. Dieser verpflichtet nämlich Diplomaten, sich nicht in die inneren Angelegenheiten ihres Gastlandes einzumischen.

Millers Vorgänger Edward McMullen, der unter Präsident Donald Trump Botschafter in Bern war, hielt sich stets daran. Er übte seinen Job so aus, wie man es von einem Botschafter erwartet. McMullen pflegte diskrete Kontakte zum Regierungsapparat, um für die Positionen seines Landes zu werben.

Auch Miller ging anfänglich diesen Weg. Zu den von der Schweiz übernommenen EU-Sanktionen erklärte er zu Beginn seiner Amtszeit in einem Gespräch mit dem NZZ-Magazin, der Bundesrat habe rasch und richtig gehandelt. Doch unterdessen wandelte er sich vom diplomatischen Leisetreter in eine streitbare Person – und erweckt nun den Eindruck, als habe er die Regierung bei den Sanktionen dirigiert. Und niemand ausser der SVP widerspricht ihm. Das nennt man Kapitulation.

Der Untergang

Bundesrat und Nationalbank haben die Credit Suisse gewaltsam ins Portefeuille der UBS gedrückt. Für die Käuferin ist es ein Jahrhundertgeschäft, für die Schweiz ein Fiasko.

Beat Gygi und Hans Kaufmann

Die Öffentlichkeit erfuhr den Untergang der Grossbank Credit Suisse nicht als grossen Krach, sondern als wortreich abgefederte Pressekonferenz am Sonntag, 19. März, an der Bundespräsident Alain Berset, Bundesrätin Karin Keller-Sutter und Nationalbank-Präsident Thomas Jordan ihr Projekt vorstellten. Die UBS soll die Credit Suisse (CS) übernehmen. «Es ist eben keine Staatslösung. Wir haben eine private Bank, die eine andere Bank kauft», beteuerte Finanzministerin Keller-Sutter.

Diese Darstellung als private Übernahme ist grob irreführend, die ganze Aktion ist praktisch in jeder Hinsicht das Gegenteil von «privat». Mit massiver Staatsgewalt, unter Einsatz von Notrecht, wurden die zwei Konzernführungen zu einer Transaktion gebracht, die wie ein Kauf aussehen soll. Gegenkräfte wie Aktionäre oder Wettbewerbsaufsicht wurden staatlich blockiert, Botox, erst nach sechs Monaten kann das Parlament Stellung zur Aktion nehmen und diese allenfalls ins Gesetz überführen.

Versteckte Probleme

Das Ergebnis ist, dass die traditionsreiche Credit Suisse nach 167 Jahren Geschäftstätigkeit und zahllosen Pionierleistungen beim Aufbau der Schweizer Wirtschaft behördlich angeordnet untergeht. Es war der Sonntag, an dem die CS-Aktionäre praktisch enteignet wurden. Der Übernahmepreis wurde sehr niedrig bei 3 Milliarden Franken angesetzt, weniger als bei der Hälfte des vorherigen Börsen-Schlusskurses: Für 22,48 CS-Aktien gibt es eine UBS-Aktie. Die CS-Geschäfte fallen nun an die UBS, die als einzige verbliebene Grossbank der Schweiz jetzt noch riesiger wird und die eingehandelten Doppelspurigkeiten bei Arbeitsplätzen, technischen Anlagen und im Filialnetz jetzt zu bereinigen sowie die Bilanzvergrösserung zu bewältigen hat.

Für die UBS, die unter der Führung von Verwaltungsratspräsident Colm Kelleher und CEO Ralph Hamers bleibt, könnte sich die staatlich erwirkte Übernahme der Credit Suisse als Deal des Jahrhunderts erweisen, falls es den Bankgesellen gelingt, die Credit Suisse säuberlich zu zerlegen und die risikoreichen und ertragsschwachen

Unternehmensteile abzustossen oder zu liquidieren. Dass die UBS den Übernahmepreis so tief wie möglich aushandelte, ist angesichts vielleicht versteckter Probleme in der Bilanz und penderter Rechtsfälle verständlich. Hinzu kommen eine 9-Milliarden-Franken-Garantie für Risiken vom Bund und 200 Milliarden Liquiditätshilfen von Nationalbank und Bund sowie 16 Milliarden Franken Entlastung durch die Entwertung der sogenannten AT1-Obligationen der CS (darüber weiter unten mehr).

Schwieriger zu verstehen ist dagegen das Handeln der Behörden inklusive der Schweizerischen Nationalbank (SNB). Diese hatten die Credit Suisse schon seit Monaten auf dem Radar. Trotzdem kam es zu einer Rettung in letzter Minute mit Notrecht. Die Aufsichtsinstanzen sind zwar nicht für die Managementfehler der CS verantwortlich, aber sie und die Revisionsstellen haben die Werthaltigkeit der Bilanzaktiven per Ende 2022 abgesegnet. Und in einer Medienmitteilung haben die SNB und die Finanzmarktaufsicht (Finma) am Mittwochabend, 15. März, als der CS-Börsenkurs nach dem Kollaps der amerikanischen Silicon Valley Bank krass abgestürzt war, via Communiqué bestätigt, «dass von den Problemen gewisser Bankinstitute in den USA keine direkte Ansteckungsgefahr für den Schweizer Finanzmarkt ausgeht. Die für die Schwei-

Nationalbank und Finma haben die Öffentlichkeit bewusst in die Irre geführt.

zer Finanzinstitute geltenden strengen Kapital- und Liquiditätsanforderungen sorgen für die Stabilität der Institute. Die Credit Suisse erfüllt die an systemrelevante Banken gestellten Anforderungen an Kapital und Liquidität. Die SNB wird im Bedarfsfall der CS Liquidität zur Verfügung stellen.»

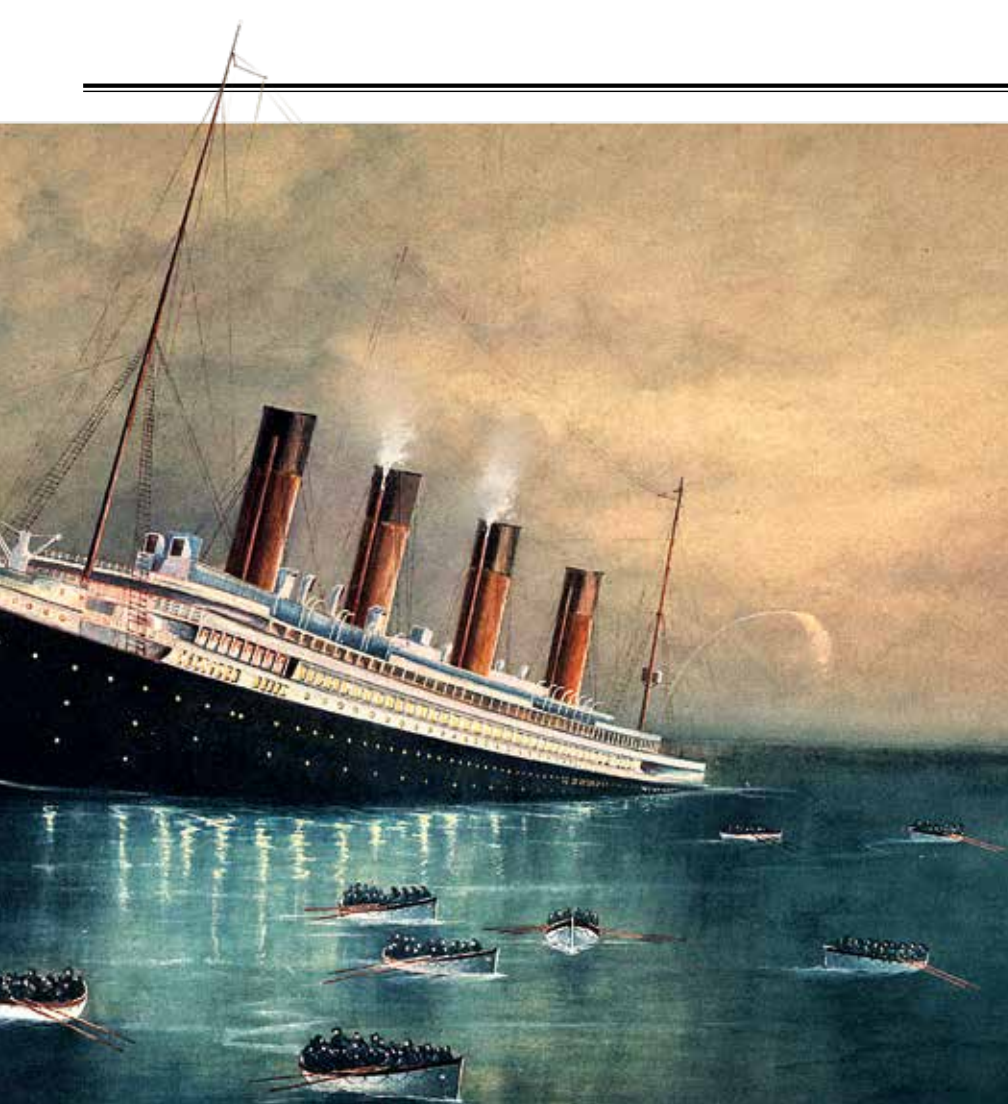
Diese positive Lagebeurteilung wurde verbreitet, obwohl die SNB und die Finma zum damaligen Zeitpunkt bereits wussten, dass der Bundesrat mit der UBS und der Credit Suisse Verhandlungen über eine nachhaltige Lösung



Schicksalssonntag in Bern.

aufgenommen hatte. Finanzministerin Keller-Sutter sagte an der Medienkonferenz denn auch: «Erste Gespräche mit der UBS und der CS haben bereits am letzten Mittwochnachmittag, also am 15. März, stattgefunden.» Der Grund: «Bereits in den vergangenen Monaten und Wochen hat das Finanzdepartement in engem Austausch mit dem Bundesrat und zusammen mit der Finanzmarktaufsicht der SNB die Lage am Finanzmarkt eng verfolgt und verschiedene Szenarien entwickelt. Am letzten Mittwoch, am 15. März, wurde dann aufgrund der turbulenten Entwicklungen am Markt klar, dass die Liquidität der Credit Suisse nicht mehr gesichert ist.»

Die SNB und die Finma haben somit die Öffentlichkeit bewusst in die Irre geführt, und viele Anleger haben deswegen ihre CS-Aktien wohl nicht verkauft, sondern sogar noch zugekauft. Auch die Inhaber sogenannter AT1-Wandelanleihen dürften sich nach den beruhigenden Feststellungen der obersten Aufsichtsorgane in Sicherheit gewiegt haben. Wie der Schweizer Staat mit diesen Papieren, 16 Milliarden Franken, dann umging, rief besondere Kritik hervor. Das sind Obligationen, die gemäss Emissionsprospekt im Notfall zum Auffangen von Verlusten dienen, aber bevor sie an die Reihe kommen, wird regelgemäss das Aktienkapital herangezogen.



Nun haben die Schweizer Behörden beim Seilziehen zwischen Aktionären und Obligationären einfach beschlossen, Letztere zu enteignen und die UBS somit um 16 Milliarden Franken besserzustellen. Zur Enteignung kommt hinzu, dass diese Gruppe gar total auf null gestellt wurde, während die Aktionäre mit ihren 76 Rappen pro Aktie einen Rest erhalten. Damit wird die vorgesehene Reihenfolge des Opferbringens verletzt. Die Anzeichen verdichten sich, dass aus diesem Lager kräftige Klagen aus dem Ausland auf die Schweiz zukommen könnten.

Falsche Gerüchte

Die Anwälte Daniel Hayek und Guy Deillon von der Kanzlei Prager Dreifuss erinnern daran, dass die Schweiz über 120 bilaterale Investitionsförderungs- und -schutzabkommen unterzeichnet habe, die unter anderem vor nichtkommerziellen Risiken bei Investitionen von Schweizern im Ausland und Ausländern in der Schweiz schützen sollen, so etwa vor unrechtmässigen Enteignungen. Die beiden Juristen weisen zudem darauf hin, dass mit Blick auf das Fusionsgesetz eine Ausschlussklausel fehle und Aktionären dadurch eventuell eine Klage auf Entschädigung möglich werde.

Gespannt sind viele auch auf die Reaktionen des grössten CS-Aktionärs, der Saudi National

Bank (knapp 10 Prozent). Laut *Wall Street Journal* kam von ihm in letzter Minute ein Vorschlag für eine Finanzspritze von rund fünf Milliarden Dollar zum Schutz der Anleihengläubiger – er sei jedoch nicht zum Zug gekommen.

Apropos Ausland: Während die Schweizer Journalisten am Schicksalssonntag in Bern stundenlang vor dem Bernerhof, dem Finanzdepartement, ausharrten, berichtete die britische *Financial Times* (FT) laufend genüsslich über den Stand der Verhandlungen. Bereits in den Tagen zuvor, als die Schweizer Börse noch geöffnet war, wartete die FT mit Meldungen über eine Fusion von UBS und CS auf. Ob diese aus dem britischen Finanzministerium stammten, mit dem Bundesrätin Keller-Sutter offensichtlich in intensivem telefonischem Kontakt stand, kann nur vermutet werden. In jedem Falle wäre diese Verbreitung von börsenrelevanten Insiderinformationen oder falschen Gerüchten ein Straftatbestand.

Wenn die Finanzministerin, wie sie andeutete, schon fast täglich mit ihren Kollegen Janet Yellen, der amerikanischen Finanzministerin, und Jeremy Hunt, dem britischen Finanzminister, in Kontakt stand, dann muss man sich fragen, warum sie dann nicht die mangelhafte Überwachung der in den USA und Grossbritannien domizilierten Betrügerfirmen Greensill und Archegos thematisiert hat, denn die Verluste

aus diesen Engagements waren wohl der letzte Tropfen, der bei der Credit Suisse das Fass zum Überlaufen brachte. Wobei: Was steckt eigentlich hinter den Mittelabflüssen bei der CS, und woher weiss man, dass eine UBS nicht auch diesen Kräften ausgesetzt sein könnte? – jedenfalls, wenn diese damit zusammenhängen sollten, dass die Schweiz im Ausland Bedenken weckt punkto Rechtssicherheit, Stabilität und politischer Unabhängigkeit.

Nun aber: Wenn die Bilanzzahlen der Credit Suisse per Ende 2022 nicht schöngefärbt waren, dann kann die UBS eine Bank mit 42 Milliarden

Es drohen ein geschwächter Wettbewerb mit höheren Preisen und mehr Klumpenrisiken.

Eigenkapital und einem Schuldenerlass von 16 Milliarden (AT1-Anleihen) für nur 3 Milliarden Franken übernehmen.

Ellenlanger Wunschkatalog

«Das war die einzig mögliche Lösung», sagte Keller-Sutter an der Pressekonferenz, jede andere Lösung hätte eine Finanzkrise ausgelöst. Fachleute sehen das anders. Oswald Grübel, früher CEO von CS und UBS, kritisierte in einem Interview mit dem *Spiegel* die getroffene Notvereinigung und legte dar, dass die Nationalbank die CS hätte kaufen und nach der Sanierung verkaufen sollen. Und nach der Einschätzung des Ökonomeprofessors Martin Janssen (Ecofin) wäre es ebenfalls weniger problematisch gewesen, die SNB hätte sich im Umfang von 25 bis 30 Prozent an der Credit Suisse beteiligt. Das hätte der Bank das Vertrauensproblem gelöst und Zeit verschafft, um die Situation zu bereinigen.

Das Resultat des Deals, den die Schweizer Behörden für alternativlos halten, ist jetzt neben dem Untergang der CS eine extreme Exposition der UBS, die zu einer neuen Mega-Bank wird, die bei einem weiteren Unglück wiederum vom Staat gerettet werden müsste. Es drohen ein geschwächter Wettbewerb mit höheren Preisen und mehr Klumpenrisiken bei Banken und Kunden. Schliesslich wird der neue Banking-Koloss Forderungen nach vielfältigster neuer Regulierung befeuern, nicht nur zum *too big to fail*-Problem, ellenlang ist der Wunschkatalog auf linker Seite, «maximalen Druck» brauche es jetzt, sagt die SP.

Aber die Marktkräfte soll man doch nicht vergessen. Es liegt ja im Interesse der UBS-Aktionäre, die riesige Firma möglichst gut zur Entfaltung zu bringen und deren Wert zu steigern, wie oben erwähnt: fein säuberlich zu strukturieren. Würde das seit je starke und rentable Schweizer Geschäft der Credit Suisse als eigene Einheit aufgestellt und an die Börse gebracht, wäre damit wohl in mancher Hinsicht für das Unternehmen und das Land viel erreicht.

«Die Schweiz verkommt zu einer Bananenrepublik»

Marcel Niggli zählt zu den bekanntesten Schweizer Rechtsprofessoren. Am Vorgehen des Bundesrats in Sachen Credit Suisse lässt er kein gutes Haar.

Roger Köppel

Weltwoche: Herr Professor Niggli, der Bundesrat hat am Sonntag entschieden, dass die UBS die Credit Suisse übernehmen muss. Die UBS erhält dafür hohe Staatsgarantien. Ausserdem wurden gewisse Obligationäre der CS per Notrecht enteignet. Ihre Wertpapiere werden nun dem Eigenkapital der UBS zugerechnet. Es geht um einen Betrag von 16 Milliarden Franken. Auch die Aktionäre hatten nichts zu sagen. Wie beurteilen Sie diesen Deal?

Marcel Niggli: Ein Deal ist das ja nicht, das ist die Fehlbezeichnung des Jahres. Ob es wirtschaftlich eine gute oder schlechte Lösung ist, müssen andere beurteilen. Aus juristischer Sicht erschreckend ist, dass schon wieder ein Notstand behauptet wird nach den Corona-Massnahmen und den Russland-Sanktionen. Notstand sollte so etwas wie ein Kriegszustand sein, die absolute Ausnahme. Wenn immer gleich die Regeln ausser Kraft gesetzt werden, dann gelten diese Regeln gar nicht richtig.

Weltwoche: Die Schweiz, eine Notstandsdemokratie? Oder gar keine Demokratie mehr?

Niggli: Zurzeit gelten unsere Entscheidungen, solange sie opportun sind. Ich kann verstehen, dass der Bundesrat handeln musste, aber das Vorgehen wirft Fragen auf. Man weiss seit langer Zeit um die Probleme der CS und hätte sich Krisenszenarien überlegen können. Das scheint nicht passiert zu sein. Stattdessen wird innert weniger Tage diese Notlösung gewählt.

Weltwoche: Bundesrätin Karin Keller-Sutter sagte an der Pressekonferenz, der Bundesrat habe schon seit Tagen gewusst, wie drama-

tisch die Lage sei. Trotzdem erklärte man, die CS-Bilanz sei in Ordnung.

Niggli: Das ist problematisch. Wenn man den Notfall nicht als Notfall empfindet, sondern im Voraus weiss, dass er eintreten wird, dann ist es

«Niemand auf der Welt verwendet einen Hammer, ausser die amerikanischen Richter.»

eben kein richtiger Notfall mehr. Man demontiert den Ausnahmezustand, den man selber ausgerufen hat. Das ist in sich widersprüchlich.

Weltwoche: Lässt sich diese Enteignung noch stoppen? Können die betroffenen Obligationäre darauf hoffen, irgendetwas zurückzubekommen?

Niggli: Das ist sehr unwahrscheinlich.

Weltwoche: Bewegt sich der Bundesrat noch auf dem Boden der Schweizer Verfassung?

Niggli: Ich habe starke Zweifel daran. Wir sind ein langsames Gemeinwesen, weil wir alles miteinander ausdiskutieren. Das ist essenziell für die Schweizer Demokratie, auch dort, wo sie repräsentativ ist. Das nationale Parlament hat zwei Kammern. Es gibt Interessengruppen, die in Vernehmlassungen ihre Meinungen einbringen können. Wir verlangsamen alles. Wer schnell einen Entscheid haben will, muss ehrlicherweise für eine Diktatur plädieren.

Weltwoche: Ein bekannter Rechtsprofessor sagte mir vertraulich, die Entscheidung vom Wochenende sei «qualifiziert illegal» gewesen. Zudem sagte er, der CS-Deal sei ein «Attentat» auf den schweizerischen Rechtsstaat. Würden Sie dem zustimmen?

Niggli: Ja, dem würde ich beipflichten. Natürlich kann man sich dafür entscheiden, dass einen das Recht nicht interessiert. Dass man, wie das so schön heisst, Nägel mit Köpfen machen musste. Tatsache ist, so opfert man das Recht. Das ist, was man tut.

Weltwoche: Macht das die Schweiz zu einem Schurkenstaat?

Niggli: Ich würde sagen, sie verkommt zu einer Bananenrepublik. Man macht das, was ge-

rade notwendig ist. Je nachdem, was die Mächtigen sagen, ist etwas möglich oder nicht.

Weltwoche: Erwarten Sie, dass eine Monsterwelle von Sammelklagen auf die Schweiz zurollt?

Niggli: Nein.

Weltwoche: Keine verärgerten Aktionäre, keine verärgerten Obligationäre? Ich höre aus grossen Anwaltskanzleien, dass deren Telefone nicht mehr stillstehen würden.

Niggli: Leider haben wir schon viel Reputation eingebüsst. Ich weiss von einem Fall, da hat eine Partei ihre Anwälte in London gefragt, ob man nicht in der Schweiz klagen wolle, der Disput habe dort seinen Ursprung. Die Londoner Anwälte winkten ab: Die Schweiz sei kein Rechtsstaat.

Weltwoche: Hat das mit der Überpräsenz des US-Rechts zu tun? Auffällig war, wie Bundesrätin Keller-Sutter betonte, sie habe sich mit der amerikanischen Finanzministerin abgesprochen.

Niggli: Das ist sicher ein Faktor. Es wird immer wieder schwadroniert, wir lebten in einer Weltgesellschaft. Das ist falsch. Wir leben in einer Weltmediengesellschaft. Wenn in den USA etwas passiert, ist es innert Sekunden bei uns. Die mediale Dominanz ist eine amerikanische.

Weltwoche: Und prägt so unseren Blick auf die Welt.

Niggli: Absolut. Wenn Sie jemanden fragen, der nichts mit der Justiz zu tun hat, er solle Ihnen ein Symbol des Rechts nennen, dann wird oft der Hammer genannt. Niemand auf der Welt verwendet einen Hammer, ausser die amerikanischen Richter.

Weltwoche: Gibt es in der Schweizer Rechtsgeschichte einen ähnlichen Fall wie das, was wir am Wochenende gesehen haben?

Niggli: Nein, nicht in dieser Eile.

Weltwoche: Was werden die Folgen von diesem Entscheid sein?

Niggli: Seit ich lebe, hat es nie eine Rolle gespielt, wer im Bundesrat sitzt. Das ändert sich langsam.

Weltwoche: Die Bundesräte sind eigentlich Fussnoten der Schweizer Geschichte, wie es Ueli





«Die alles beherrschende Moral scheint mir das eigentliche Problem zu sein»: Jurist Niggli.

Maurer in seiner Abschiedsrede vor der Bundesversammlung sagte.

Niggli: Genau. Das ist etwas Positives. Man musste diese Bundesräte nicht kennen, weil die Struktur selbst stabil war. Das scheint mir verlorenzugehen.

Weltwoche: Der Bundesrat ist jetzt offensichtlich der Souverän in der Schweiz. Was können wir, die Politik, die Bürger, gegen diese Notstandspolitik machen?

Niggli: Es gibt im gegenwärtigen Zustand wenig, was man machen könnte. Nötig wäre eine demokratisch legitimierte Präzisierung der Verfassung. Es könnte sogar ein Gesetz sein, eine spezifische, authentische Interpretation des Notstands, abgesegnet durch die Mehrheit des Parlaments. Dann würde es für die Exekutive das nächste Mal schwieriger werden, zu sagen:

«Wir verstehen das übrigens so und so.» Der jetzige Notrechtsartikel ist rechtlich höchst problematisch. Gegenwärtig kann der Bundesrat mehr oder minder selber entscheiden, was seine Kompetenzen im Ausnahmefall sind. Ein solches System ist missbrauchsanfällig.

Weltwoche: Es gibt ein berühmtes Zitat des Philosophen Hermann Lübbe: Die Gerichtshöfe der Moral kennen keine Prozessordnung.

Niggli: Das trifft's. Der Respekt vor dem Recht hat abgenommen. Fairerweise nicht nur bei der Exekutive, sondern auch bei der Judikative. Viele Richter nehmen das Recht nicht mehr ernst. Ich erkenne deutliche Auflösungserscheinungen hinsichtlich der Rechtsstaatlichkeit in der Schweiz. Der Fall Credit Suisse ist nur ein besonders markantes Beispiel.

Weltwoche: Sie haben gerade ein kritisches Gutachten über die Schweizer Russland-Sanktionen geschrieben. Das wäre ein anderes Beispiel.

Niggli: Leider ja. Es passierte immer im Zusammenhang mit einer Gefahrenumschreibung. Erst waren es Drogen, dann Geldwäscherei, dann Terrorismus. Die Auseinandersetzung, die wir gegenwärtig mit dem Krieg in der Ukraine haben, wird man nicht lösen, wenn man sie moralisch angeht. Die alles beherrschende Moral

«Seit ich lebe, hat es nie eine Rolle gespielt, wer im Bundesrat sitzt. Das ändert sich langsam.»

scheint mir das eigentliche Problem zu sein. Ich sage immer: Moral ist wunderbar, nichts gegen Moral, aber Moral hat keine scharfen Ränder, im Gegensatz zum Recht. Wenn man sagt: «Es ist ja nur vorläufig für ein paar Bestimmte.» Da sage ich: «Ja, heute betrifft es ein paar Bestimmte – und morgen vielleicht Sie.»

Weltwoche: Wie erklären Sie sich, dass immer häufiger Notrecht angewendet wird?

Niggli: Es gibt ein unglaubliches Bedürfnis, ähnlich schnell zu handeln wie das Ausland. Corona war ein gutes Beispiel. In der politischen Diskussion wurde geäußert, dass die Franzosen oder die Deutschen etwas machen würden, also müssten wir auch etwas machen. Früher war das kein Argument, heute ist es eines. Wie oft hören wir: «In der Schweiz geht alles viel zu langsam»? Wir täten gut daran, uns an den Rat von Friedrich Dürrenmatt zu erinnern: «Wenn wir einen Fehler machen, geht die Welt nicht unter.» Das ist der Punkt. Wir sind nicht so wichtig. Die Schweiz ist klein, wir sind langsam. Natürlich ist das schade, wenn man an die grosse Weltbühne denkt. Aber seien wir ehrlich, die Schweiz entspricht ungefähr London. Wir sind eine grössere Stadt.

Weltwoche: Wo erwarten Sie als Nächstes den Einsatz von Notrecht? In Energiefragen? In der Klimapolitik?

Niggli: Das ist eine plausible Vermutung. Die SVP fordert ja schon einen Stromgeneral. Grüne wollen den Klimanotstand.

Weltwoche: Enden wir mit einer erfreulichen Note. Was kann man als Schweizer tun, um dieser beunruhigenden Entwicklung Einhalt zu gebieten?

Niggli: Wir müssen aufhören, uns zu schämen, dass wir ein kleines, langsames Land sind. Denn diese Langsamkeit produziert Stabilität, und Stabilität ist etwas, was man in dieser Welt lange suchen muss. Wir sind ein kleines, langweiliges, langsames Land. Das ist das Schönste, was man sagen kann. Von Oscar Wilde stammt der Satz: «Sei du selbst, alle anderen sind schon vergeben.» Wir können nicht Deutschland oder die USA oder Frankreich sein. Wir sind halt Winzlinge.

Babylon Bahnhofstrasse

Wie der biedere Schweizer Banker lernte, durchzudrehen.

René Zeyer

Leidtragende der Zwangsfusion zwischen Credit Suisse und UBS werden nicht zuletzt die Apotheken um die Zürcher Bahnhofstrasse sein. Denn hier versorgen sich die Banker mit all den Pillen, die sie brauchen, um ihren stressigen Arbeitstag durchzustehen. Nun werden es ein paar tausend weniger sein.

Seit Buchhalter Nötzli an der grossen, weiten Welt des Investmentbankings schnuppern durfte, seit biedere Banker nicht mehr mit der abgewetzten Aktentasche im Tram ins Büro fahren, sondern im Maserati, Porsche oder Aston Martin, mussten Körper und Seele für ganz neue Herausforderungen gestählt werden. Upper am Morgen, Downer am Abend, dazwischen all das, was Psychopharmaka bereithalten, wenn das Leben Kampf und Hauen und Stechen ist. Wenn die Seele mit Stahl ausgekleidet werden muss.

Als die Schweizer Kreditanstalt zur Credit Suisse First Boston wurde, schauten Schweizer Banker zuerst mit grossen Augen den Masters of the Universe zu, den «big swinging dicks», wie sich verrückt gewordene Gierbanker in den USA selbst nannten. Und dann begannen die Schweizer, sie nachzuahmen.

Und immer die Angst im Nacken

Die Ehefrau wurde mit einer *trophy wife* ergänzt, ein Personal Trainer musste her, dazu der Fashion Consultant, der Innenarchitekt; wer nicht im Investmentbanking mithalten konnte, verlegte sich auf die Betreuung von UHNWI, das steht für Ultra-High-Net-Worth Individuals, die Königsklasse der Privatkunden. Da gehört man dazu, wenn man mindestens fünfzig Millionen frei investierbares Privatvermögen auf die Waage bringt, gerne auch mehr.

Dafür lernte der Schweizer Private Banker, wie er sich nun nannte, obwohl überhaupt nichts an ihm einem altehrwürdigen Privatbankier gleicht, dass er bei der Betreuung solcher UHNWI rund um die Uhr zu allem bereit sein musste. Denn diese Superreichen sind es gewohnt, dass ihnen jederzeit jeder Wunsch erfüllt wird – eisgekühlter Wodka, natürlich nicht irgendeiner, sondern der Imperial Collection Fabergé, aber bitte schwarz metallisiert, gerne auch

nachts um halb drei. Eingeschenkt von einer gut erzogenen und willigen Dame des besten Escort-Service von Zürich, natürlich.

Aber die Schweizer Banker gewöhnten sich nicht nur daran, die absonderlichsten Wünsche ihrer Kunden zu befriedigen. Sie legten sich auch selbst die Marotten zu, die Menschen eigen sind, die eigentlich 24 Stunden am Tag in einem gnadenlosen Konkurrenzkampf stehen.

Denn wer den Sprung in die Bonusetage der Managing Directors geschafft hat, gehört zwar schon zu den Auserwählten, von denen es in der UBS oder der Credit Suisse nicht mehr als zwei-, dreitausend gab. Eigentlich möchte schon jeder ganz nach oben. Aber da kann es nur einen geben. Einen CEO, einen VR-Präsidenten. Und wer auf diesen Stuhl klettern will, um möglichst ent-

spannt in die Kameras zu grinsen, muss unterwegs alle Hemmungen ablegen, jeden Anstand verlieren. Kampfgruppen bilden, Intrigen spinnen, Konkurrenten ausbooten, Mitglieder der eigenen Seilschaft im richtigen Moment vom Seil schneiden.

Und immer die Angst im Nacken, ob er in den kurzen Zeiten der Nachtruhe, oder wenn im Flieger mal das Internet nicht zur Verfügung steht, nicht von anderen in die Pfanne gehauen wird. Auch Schweizer Banker fanden heraus: Wer ganz oben mitspielen will, muss zum Soziopathen und Psychopathen werden. Oder schon immer einer gewesen sein. Sich aller menschlichen Gefühle entledigen, zum Raubtier werden. Deshalb lächeln die meisten der Bankenlenker gar nicht, sondern blecken die Zähne.



Haftungsfrei und verantwortungslos: Credit-Suisse-Hauptsitz in Zürich.

Dieses Verhalten hat auch direkte Auswirkungen auf das Sexualleben. In der Führungsetage der beiden Grossbanken sind Männer überproportional vertreten, die auf harten Sex stehen, auf Erniedrigung, Quälerei, auf jede Art der Perversion, auf blutjunge Mädchen aus Brasilien, auf ephebenhafte Boys aus Bulgarien. Die Banken legten sich eine Abteilung von Cleanern zu – krisenerprobte Mitarbeiter, die jeweils die Schweinerei aufräumen, wenn ein Banker mal wieder über die Stränge geschlagen hat. Gesichter geflickt werden müssen, Wunden genäht, Schweigegelder gezahlt, verwüstete Wohnungen oder Hotelzimmer wiederhergestellt.

Testosterongesteuerte Egos

Neben Apotheken machen auch Detekteien das Geschäft ihres Lebens. Nicht nur Tidjane Thiam liess möglicherweise gefährliche Konkurrenten beschatten. Er hatte nur das Pech, dass es rauskam. Testosterongesteuerte Egos prallen aufeinander, immer angetrieben von der sinnlosen Gier, dass es nie genug sein kann. Nie genug Geld, Ansehen, Macht, Einfluss, Bedeutung. In dieser Welt wurde alles zum Schwanzvergleich, wer hat den grösseren Privatjet, die längere Jacht, die protzigere Villa, das teurere Chefbüro, die grössere Bank. In altehrwürdige Bankgebäude wurden neue Lifts eingebaut, wenn der CEO es nicht ertragen konnte, mit dem Fussvolk zusammen zu seiner Chefetage zu fahren. Genug war nie genug. Als einziger Antrieb galt nur: *more*. Mehr. Immer mehr.



Wer Milliarden bewegt, um Millionen zu verdienen, verliert jeden Kontakt mit der Wirklichkeit. Wer haftungsfrei Multimillionen verdient, unabhängig davon, ob er für seine Bank Milliarden Profit oder Verlust produziert, verliert jeden Masstab. Nach der Finanzkrise eins bis zu ihrem Ende machte die CS einen kumulierten Verlust von über drei Milliarden Franken. Und schüttete dafür Boni von über dreissig Milliarden Franken aus.

Es ist eine beeindruckende Reihe von Versagern, die bei der CS dafür sorgten, dass die Bank immer mehr in Schieflage geriet. Rainer E. Gut und Walter B. Kielholz legten das Fundament, Lukas Mühleman war der erste vermeintliche Überflieger, der mit seiner Allfinanz-

Wer ganz oben mitspielen will, muss sich aller menschlichen Gefühle entledigen, zum Raubtier werden.

Strategie eine Bruchlandung hinlegte. Von solchen Experimenten liessen Brady Dougan und Thiam die Finger. Ihnen reichte es, über 160 Millionen (Dougan) und 50 Millionen (Thiam) abzukassieren. Und dafür den Börsenwert der CS um 62 Milliarden (Dougan) beziehungsweise 12 Milliarden (Thiam) zu verringern. Und über all denen thronte Urs Rohner; unter dessen Herrschaft als VR-Präsident schrumpfte der Börsenwert um über 26 Milliarden, zahlte die CS die grösste Busse aller Zeiten im Steuerstreit, während er eine weisse Weste behielt.

Muppet-Show in Bern

Selbst die beiden Nötzlis, unter deren Ägide die lange und stolze Geschichte der CS ihr armseliges Ende fand, zahlen sich, ohne rot zu werden, Millionengehälter aus. Denn im Pervers-Banking will jede Leistung honoriert sein. Selbst diejenige des Bestatters, der den Deckel auf 167 Jahre Geschichte nagelt.

Haben mit dem Ende der CS solche Zustände an der Bahnhofstrasse Babylon, am Purgatorium-Paradeplatz ihr Ende gefunden? Wieso sollten Banker freiwillig von solchen Gewohnheiten lassen? Wer die Muppet-Show am Sonntagabend in Bern miterlebte, als zwei überforderte und kenntnisfreie Bundesräte nicht mitbekamen, dass sie von cleveren Bankern über den Tisch gezogen wurden, der weiss: Das wird genau so weitergehen.

Haftungsfrei, verantwortungslos und pervers in der Chefetage. Während im Maschinenraum der Banken hart arbeitende Mitarbeiter für die Unfähigkeit der Bankenlenker bezahlen müssen. Mitsamt dem mal wieder in Geiselnhaft genommenen Steuerzahler. Der eigentlich auch ein paar rosarote Beruhigungspillen bräuchte.

René Zeyer ist Autor des Bestsellers «Bank, Banker, Bankrott: Storys aus der Welt der Abzocker (Orell Füssli).

Gebt der UBS eine Chance

Kommt die Übernahme der Credit Suisse durch die UBS zustande, steht sie unter einem schlechten Stern.

Die pendente Transaktion, welche beide Banken nicht wollten, wurde – gemäss *Financial Times* – unter dem Druck des Auslands als alternativlos dargestellt (obwohl sie das nicht ist); elementare Prinzipien der Bundesverfassung sollen mit Notrecht ausgehebelt werden; es scheint,



Geschickt ausgenutzt:
UBS-Präsident Colm Kelleher.

dass das falsche Gesetz (anstelle des Übernahmegesetzes das Fusionsgesetz) zur Anwendung kommen soll; die nachrangigen Anleihen im Umfang von sechzehn Milliarden Franken sollen – entgegen dem Prospekt – für wertlos erklärt werden; die UBS hat – verständlicherweise – ihre Position ausgenutzt und würde die Credit Suisse zu etwa 10 Prozent des Buchwerts erhalten; schliesslich würde eine viel zu grosse Bank entstehen, die bei der nächsten Finanzkrise, die sicher kommen wird, die ganze Schweiz ins Verderben reissen kann.

Ginge es nach mir, müsste man diese Transaktion abrechnen, was rechtlich und ökonomisch auch möglich ist. Alternativ könnte der Bund vorübergehend 25 Prozent der Credit Suisse zu vielleicht zwei Milliarden Franken übernehmen, das Unternehmen stabilisieren und in spätestens fünf Jahren wieder verkaufen.

Wenn dieser Fall nicht eintritt, wofür vieles spricht, müssen wir der UBS die Chance geben, die CS Schweiz an die Börse zu bringen, ihr Kapital deutlich zu erhöhen und sich in enger Zusammenarbeit mit der Wettbewerbskommission zu einer weniger risikoreichen Bank zu entwickeln, die dem Land dient, das sie im Notfall stützt oder mit ihr untergeht. *Martin Janssen*

Martin Janssen ist Unternehmer (Ecofin-Gruppe) und emeritierter Professor für Banking und Finance an der Universität Zürich.

Narren regieren die Welt

Die instabile Lage der Finanzmärkte wird andauern, solange wir nicht den Beamtenstaat und die Notenbanken eindämmen.

Marc Faber

Hongkong

Ich will die Credit Suisse auf keinen Fall entschuldigen oder verteidigen. Eine gut geführte Firma überlebt auch schlechte Zeiten. Die Credit Suisse war miserabel geführt, insbesondere vom Verwaltungsrat, den man zur Verantwortung ziehen sollte. Aber wir müssen auch die regulatorische und politische Umwelt berücksichtigen, um dieses Desaster zu verstehen. Die instabile Lage der Finanzmärkte wird andauern, solange wir nicht die Macht des Beamtenstaates und der Notenbanken eindämmen.

Notenbanken ausser Kontrolle

Die Behörden zwingen die Banken, ihre Compliance-Abteilungen ständig auszubauen. Dort arbeiten meist Juristen, die oft genug aus der Verwaltung kommen. Schon der Schriftsteller Oscar Wilde (1854–1900) schrieb: «Die Bürokratie dehnt sich aus, um den Bedürfnissen der expandierenden Bürokratie ge-

Es ist kaum zu erfassen, was für eine Macht eine Notenbank hat.

recht zu werden.» Diese Leute haben eine Ahnung von Gesetzen, aber keine Ahnung vom Geschäft. Wenn Clowns und Narren in einen Palast ziehen, werden sie keine Könige – der Palast wird zum Zirkus. Bei der Credit Suisse war die Compliance-Abteilung eine wahre Horrorshow, lange Zeit geführt von einer inkompetenten Frau.

Trotz aller Juristen sind Banken heute viel risikofreudiger als in den siebziger Jahren, als ich meine Karriere bei White, Weld & Co. Inc. in New York begann. Fast alle Investmentbanken und Broker waren damals Partnerschaften, in denen jeder Partner mit seinem Privatvermögen haftbar war. Seither wurden die meisten dieser Institute in Aktiengesellschaften umgewandelt, was es ihnen erlaubte, das Risiko wesentlich zu erhöhen. Jeder Mensch verhält sich mit seinem eigenen Geld vorsichtiger als

mit dem Geld von anderen. Kein Wunder, überstanden die Genfer Privatbanken die Finanzkrise von 2008 relativ gut, während die Grossbanken wankten.

Spätestens mit der Finanzkrise – aber eigentlich schon vorher – gerieten auch die Notenbanken ausser Kontrolle. Ich bestreite nicht, dass eine Notenbank sehr nützliche Funktionen ausüben kann, genauso wie das die WHO und die Nato tun können. Aber wenn diese mächtigen Institutionen in die falschen Hände geraten, sind sie in der Lage, gewaltige Schäden anzurichten. Es ist kaum zu erfassen, was für eine Macht eine Notenbank hat. Bereits der Bankier Mayer Amschel Rothschild (1744–1812) sagte: «Erlauben Sie mir, das Geld einer Nation auszugeben und zu kontrollieren, und es ist mir egal, wer ihre Gesetze macht.»

Das 19. Jahrhundert war durch die Absenz von Notenbanken gekennzeichnet. Ab Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden immer mehr solche Institutionen, insbesondere die im Jahr 1913 gegründete amerikanische Federal Reserve (Fed). Sie nahm gewaltig an Bedeutung zu, als der amerikanische Dollar zur Leitwährung der Welt aufstieg. Obwohl die Gründung der Fed höchst umstritten war, wurde sie von vielen schönen Worten begleitet, um dem Volk den Eindruck zu geben, dass ihr Bestehen für das Land von Vorteil sein würde. Herbert Hoover (Präsident der USA von 1929–1933) stellte sachlich fest: «Es gibt nur drei Möglichkeiten, die unbezahlten Rechnungen einer Nation zu begleichen. Die erste ist



die Besteuerung. Die zweite ist die Ablehnung. Die dritte ist die Inflation.» Und wie wir wissen, lässt sich die Inflation über die Geldpolitik der Notenbanken steuern.

Eigentlich ist auch Inflation eine Steuer, die allerdings die unteren Einkommensklassen am stärksten trifft. Der Ökonom Milton Friedman lehrte: «Inflation ist Besteuerung ohne Gesetzgebung.» Arrogante und interventionistische Regierungen lieben Inflation, weil sie für das Volk nicht ersichtlich ist. Richtig ist aber auch, was der frühere US-Finanzminister William Simon sagte: «Ich glaube weiterhin, dass das amerikanische Volk eine Hassliebe zur Inflation hat. Sie hassen die Inflation, lieben aber alles, was sie verursacht.» Dazu gehören steigende Staatsausgaben und eine expansive Geldpolitik.

Katastrophale Fehler

Genau das ist in den USA und anderswo seit den späten achtziger Jahren und insbesondere nach der Finanzkrise von 2008 passiert: Wachsende Ausgaben der Regierungen wurden von den Notenbanken mit einer expansiven Geldpolitik finanziert, was zu den gegenwärtig hohen Inflationsraten geführt hat. Einen weiteren katastrophalen Fehler begingen die Notenbanken, indem sie die Leitzinsen auf null oder sogar unter null setzten und diese bis 2022 nicht erhöhten, obwohl schon lange ein Inflationsdruck bemerkbar war.

Der Fondsmanager Jeremy Grantham hatte recht, als er sagte: «Die Fed-Vorsitzenden haben seit der Ankunft von Alan Greenspan kaum etwas richtig gemacht. Paul Volcker wusste, was er tat, aber seitdem war es eine lange, ununterbrochene Horrorshow.»

Paul Volcker trat 1987 als Fed-Chef zurück. Heute regieren uns Narren und Clowns.

Marc Faber ist Anlageberater, Fondsmanager und Herausgeber des *Gloom, Boom & Doom Report* (gloomboomdoom.com). Seit er 1987 den Börsencrash vorhergesagt hat, zählt er zu einem der international meistbeachteten Finanzmarkt-Kommentatoren. Aufgewachsen in Zürich, lebt Faber seit Jahrzehnten in Hongkong und Chiang Mai.



Kindergarten: Politiker Wermuth (l.), Mitter.



Vorbild: Unternehmer Hayek.

PERSONENKONTROLLE

Matter, Kielholz, Noser, Gutzwiller, Schneeberger, Maurer, Burkart, Keller-Sutter, Ospel, Wermuth, Rysler, Lampart, Maillard, Hayek

Das Ende der Credit Suisse sorgt für Schockwellen in der Schweiz. Eine eigentümliche Art, auf den Untergang der Traditionsbank zu reagieren, hat die Politik. Das Bundeshaus glich in den vergangenen Tagen einem Kindergarten: Jeder gibt dem anderen die Schuld.

Den Anfang machten die SVP und ihr Finanzexperte, der Zürcher Nationalrat **Thomas Matter**. Wenige Minuten, nachdem am Sonntagabend die Medienkonferenz von Behörden- und Bankenvertretern begonnen hatte, platzierte die Volkspartei einen Frontalangriff auf den Freisinn. Die Credit-Suisse-Krise sei eine «Folge des FDP-Filzes». Schliesslich habe **Walter Kielholz**, Gründungsmitglied der Vereinigung «Freunde der FDP» und langjähriger CS-Verwaltungsrat, die Geschicke und Ausrichtung der Bank geprägt. FDP-Politiker wie **Ruedi Noser** und **Felix Gutzwiller** seien in Gremien der Bank gesessen.

Der Konter der FDP liess nicht lange auf sich warten. Die Baselbieter Nationalrätin **Daniela Schneeberger** versuchte, dem kürzlich zurückgetretenen, langjährigen SVP-Finanzminister **Ueli Maurer** eine Mitschuld am Fiasko in die Schuhe zu schieben. Er habe noch im Dezember gesagt, man solle die CS «eine Weile in Ruhe lassen». Er sei sich sicher, dass die «CS die Kurve schaffen wird». FDP-Chef **Thierry Burkart** warf der SVP «billigen Populismus» und einen «Angriff auf die bürgerliche Zusammenarbeit» vor. Wenn sich jemand keine Vorwürfe machen müsse, dann FDP-Finanzministerin **Karin Keller-Sutter**. Die SVP solle vor der eigenen Tür kehren, schliesslich sei **Marcel Ospel**, dessen UBS vor fünfzehn Jahren vom Bund gerettet werden musste, SVP-Mitglied gewesen.

Während SVP und FDP sich öffentlich zerfleischen, hat die Linke Blut geleckt. SP-Co-

Präsident **Cédric Wermuth** setzte den Ton für die kommenden Wochen: «Wir verlangen eine lückenlose Aufklärung der politischen Verantwortung.» Dies gelte auch für die «rechten Parteien, die im Nachgang zur letzten Finanzkrise 2008 jegliche wirksame Regulierung des Bankensektors verhindert haben».

In die gleiche Kerbe schlugen die Grünen. Die St. Galler Nationalrätin **Franziska Rysler** forderte eine Einführung eines Trennbankensystems und sagt: «Vor rund zehn Jahren ist ein entsprechender Vorschlag der grünen Fraktion noch am Widerstand von FDP, CVP und Grünliberalen gescheitert.»

Der Sekretariatsleiter des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds (SGB), **Daniel Lampart**, erklärte: «Es muss untersucht werden, inwiefern das Finanzdepartement, die Nationalbank und die Finma ihre Aufgaben wahrgenommen und versäumt haben.» Was er unerwähnt liess: Er selber war von 2007 bis 2019 Mitglied des Bankrats der Nationalbank. Dieses Gremium beaufsichtigt die Nationalbank, die wiederum das Schweizer Finanzsystem überwacht. SGB-Präsident **Pierre-Yves Maillard**, SP-Nationalrat aus der Waadt, verlangte währenddessen, dass die «risikotreibenden Bonuslohnsysteme endlich abgeschafft werden».

Die Classe politique zeigt sich in der Krise überfordert. Statt sich zu überlegen, was für das Land das Beste ist, wurde das Fiasko für Parteigeplänkel missbraucht. Sie könnte sich ein Vorbild an Swatch-CEO **Nick Hayek** nehmen. Obwohl er als Bankenkritiker bekannt ist, machte er sich vergangene Woche öffentlich, wenn auch leider erfolglos für die Credit Suisse stark: «Die Bank hat die Schweizer Industrie immer unterstützt und ist auch global ein wichtiges Unternehmen.» (odm)

Peer Steinbrück lobt die Schweiz und UBS

Er werde sich nicht verleiten lassen, in seinem Leben noch mal die Schweiz zu kritisieren, sagt Peer Steinbrück, 76 Jahre alt und ehemaliger deutscher Finanzminister. Er ist den Deutschen als der Mann in Erinnerung, der im Oktober 2008 mit Kanzlerin Angela Merkel vor die Kameras trat und verkündete: «Die Spareinlagen sind sicher.»

Die Schweizer kennen ihn als jenen Deutschen, der den Schweizer «Indianern» mit der «Kavallerie» drohte. Der Schweizer Boulevard spricht bis heute vom «Peitschen-Peer». «Ja», sagt dieser jetzt auf Nachfrage, «mein Ruf dort ist nicht der beste. Ich habe ja angeblich eine Axt ans Schweizer Bankgeheimnis gelegt. Die Situation ist heute eine völlig andere. Damals hatten die Schweizer Banken ja praktisch Deutsche vorsätzlich zum Steuerbetrug eingeladen. Aber das hat sich inzwischen geändert.» Ob er nicht angesichts des Tiefschlafs der Bankenaufsicht bei den Fehlgriffen der Credit Suisse ein Fünkchen Mitverantwortung des Staats beobachte? «Ich halte die Frage für berechtigt, möchte sie aber nicht beantworten», sagt er weise und schiebt nach, dass er schliesslich für seine «Diplomatie bekannt» sei.

Und dann sagt er tatsächlich etwas Nettes: Der Kauf durch die UBS sei «gelungenes Krisenmanagement». Richtig begeistert aber dürfte die UBS nicht sein. «Es ist wahrscheinlich so eine «Halb zog sie ihn, halb sank er hin»-Situation.» Immerhin: Mit der Unterstützung der Schweizer Nationalbank könnte es funktionieren. Ob ihn die Sorge umtreibe, dass sich die UBS mehr Probleme ins Haus hole, als sie lösen könne? Er winkt ab: «Die UBS steht gut im Futter», lautet sein Ausdruck für eine solide Bank – gefolgt vom Hinweis, dass es ja schliesslich der deutsche Ex-Bundesbankpräsident Axel Weber gewesen sei, der die UBS als Verwaltungsratspräsident so erfolgreich neu aufgestellt habe. *Oliver Stock*



«Gelungen!»: «Peitschen-Peer» Steinbrück.

Mysterium des Vergessens

Ohne das Vergessen wäre etwa die Liebe ein Ding der Unmöglichkeit.



Die Illusion, sein eigener Chef zu sein.

Der Mensch neigt dazu, seine Neugier, seinen Tatendrang und seine Kreativität als die wesentlichen Faktoren seiner Genese und seines kleinen Genies zu betrachten, aber vielmehr ist es seine Fähigkeit zu vergessen. Ohne seine Vergesslichkeit wäre der Mensch ein ewiger Gefangener des Vergangenen, der Gegenwart abhandengekommen, unfähig zu Zukunft.

Vergessen ist Freiheit oder schafft zumindest Raum dafür, es befreit das Gedächtnis, diesen Körper des Denkens, von seiner Fettleibigkeit. Es lässt uns, wie Nietzsche das sagte, überhaupt erst leben. Warum wir vergessen, ist nicht so leicht zu beantworten, die Frage, warum hundert Milliarden Gehirnzellen so etwas zulassen. Wahrscheinlich einmal aus Selbstschutz und als Mittel zur Selbstbefreiung. Jeder Mensch kann nur begrenzt Unvergessliches mit sich herumtragen, das gilt etwas weniger für Angenehmes und etwas mehr für Unangenehmes; für Sternstunden und Tragödien.

Da ist fast nichts, was der Mensch nicht vergisst: Schmerzen, Namen, Wörter, die Vorzüge seines Partners, die halbe Kindheit, die Pickel in der Pubertät, wie oft er vom Rad gefallen ist, seine Dummheiten und seine Grausamkeiten da und sein irgendwann grosszügiges Handeln und seine praktizierte Nächstenliebe dort. Vergessen, so scheint es, ist ein andauernder Putzakt in den Räumen des Bewusstseins, als ob in uns unbekanntem

Abständen eine Reinigungskolonie die Erinnerungen ins Vergessen schrubbt.

Ohne das Vergessen, auf der anderen Seite, wäre die Liebe etwa ein Ding der Unmöglichkeit. Natürlich, Liebe ist Vergeben zuallererst, aber dann ist sie das Vergessen all des Unbefüllten, des Gestrittenen. Wie sonst könnte man weiterlieben, wenn all das Licht und der Schatten des Vergangenen in jeden neuen Tag drängen und ihn in Besitz nehmen würden?

Man ist sogar gelegentlich in der Lage, sich selbst zu vergessen. Nicht in dem Sinne, dass man sehr absonderliche Dinge tut, sondern zu vergessen, wer und was man ist und wer und was nicht. Und dann kommen sie, die Momente, die sich unvergesslich anfühlen.

Ist mir unlängst widerfahren, das Selbstvergessen, es war eine Art erschreckende Absenz des Einschätzens eigener Fähigkeiten. Spektakulär nur in dem Masse, wie es ein Gefühl der Erniedrigung nach sich zog. Ich wollte auf einen Baum klettern, um einen lästigen Ast abzusägen, und in der Erinnerung war ich ein ausgezeichnete Baumkletterer, aber ich hatte vergessen, wie es geht und wie lange es her ist, und dann sass ich da auf dem Baum, eingeklemmt zwischen zwei Ästen und wusste für lange Momente nicht mehr, wie ich wieder runterkommen würde.

Ich frage mich, wie lange es dauert, bis ich das Vergessen habe. Eine Woche, einen Monat, eine Jahreszeit, drei Jahre, nie? Und falls nie;

welche Hirnregion entscheidet für mich, ist der Hüter über das Vergessliche und das Unvergessliche? Und weshalb überhaupt gibt es Unvergessliches, frage ich mich weiter, woher kommt seine Kraft des Lebenslänglichen, seine Eigenschaft, die Zeit zu überdauern?

Natürlich, da sind traumatische Erlebnisse, die im Gefüge des Hirns Erdbeben auslösen und Verwerfungen hinterlassen. Da sind die Wellen des grössten Glücks, die nicht aufhören, an die Küsten der Hirnregionen zu branden. Nicht ununterbrochen erinnert man sich an sie, das ist auch so eine Sache; die scheinbare Zufälligkeit des Auftretens des Unvergesslichen, der Erinnerungen. Und die Unmöglichkeit, auf etwas zu stossen, wenn man sich erinnern möchte.

Nicht mal der Urknall oder die entferntesten Winkel der Tiefsee scheinen so mysteriös und sich allen Antworten zu entziehen wie die Mechanik des menschlichen Gehirns, das einer Logik folgt, die der Träger des Gehirns nicht nachvollziehen kann. Der Mensch, es ist bekannt, entscheidet nicht, es wird für ihn entschieden. Er hat nur die Illusion, sein eigener Chef zu sein.

Ich weiss nicht, ob das besorgniserregend ist; dass wir wie ein Spielball sind und dabei das Gefühl haben, doch das Spiel zu sein. Dass wir den Eindruck haben, zwar auf jenen Strassen zu fahren, in die wir selbst eingebogen sind, doch lenken tut ein anderer.

Vermögenssicherung im Zeitenwandel

Dank Anlagen in reale Werte schützen Sie Ihr Vermögen vor der Inflation und einer möglichen Finanzkrise. Mit dem RealUnit erhöhen Sie die Krisenresistenz und den Kaufkraftherhalt Ihres Geldes.

Wer Ende Monat seine Rechnungen bezahlt, merkt es schnell – alles wird teurer. Inflation ist aber nicht das einzige Problem, die starken Schwankungen an der Börse sowie die zunehmende Unsicherheit des gesamten Finanzsystems zeigen, dass sich die Zeiten stark verändert haben. Soll man in Gold, Aktien oder Immobilien anlegen, um die Kaufkraft zu erhalten?

Tatsächlich ist es nicht so einfach, in der aktuellen Situation die richtigen Entscheidungen zu treffen. Besonders risikoscheue Anlegerinnen und Anleger lassen deshalb aus Angst häufig ihre Ersparnisse auf dem Konto.

Lassen Sie sich nicht täuschen

Lange Jahre war die Inflation in der Schweiz kaum spürbar, aber jetzt bei Werten um 3%, sollte man sich besser damit beschäftigen. Obwohl die Banken wieder bescheidene Zinsen auf bezahlen, verlieren Sie nach wie vor Geld, wenn Sie es nur auf dem Konto lassen. Weil die Inflation weit höher als der Bankzins ist, verlieren Ihre Ersparnisse an realer Kaufkraft. Über die Jahre summiert sich das dramatisch. Wir haben dazu einen Inflationsrechner entwickelt – sie werden über die Resultate staunen.

Immobilien waren in der Vergangenheit ein beliebter Inflationsschutz. Allerdings sind die Preise überhitzt, weshalb eine aktiv verwaltete Anlagestrategie mit



RealUnit investiert auch in physisches Gold und lagert es in Bunkern in der Schweiz.

verschiedenen Realwerten besser geeignet ist.

Inflationsschutz und Krisenresistenz

Die wichtigsten Ziele des RealUnit sind der Erhalt der Kaufkraft und der Schutz des Vermögens in Krisensituationen. Dabei stehen Investitionen in physisches Gold, Silber und Industriemetallen im Vordergrund, aufbewahrt in sicheren Atom-Bunkern ausserhalb des Bankensystems in der Schweiz. Dazu kommen Beteiligungen an mehrheitlich Schweizer Unternehmen mit solider Bilanz, nachhaltigen Erträgen und einem krisenresistenten Geschäftsmodell.

Interessante Alternative zu Bankanlagen

Da die RealUnit Schweiz AG eine Investmentgesellschaft ist, werden Sie bei einer Anlage automatisch Miteigentümerin und

Miteigentümer. Sie können zwischen einer klassischen Aktie und einem gleichberechtigten digitalen Aktientoken wählen. Für den Handel und die Aufbewahrung des Tokens, der auf der Blockchain basiert, braucht es keine Bank. So gewinnen Sie Ihre finanzielle Souveränität zurück.

Stabilität statt Spekulation

Der RealUnit zielt darauf ab, eine Rendite zu erwirtschaften, die das Wirtschaftswachstum der Schweiz zu übertreffen versucht. Die langfristige Durchschnittsrendite von 2.6% zeigt, dass die aktive Strategie in der Vergangenheit hielt, was sie verspricht.

Auch 2022 mit einem ansprechendem Ergebnis

2022 war eines der schlechtesten Börsenjahre aller Zeiten. Zahlreiche Anlageklassen und Mischfonds weisen Verluste von über -15% auf. Mit -4.2% fiel das Ergebnis der RealUnit Schweiz AG im Vergleich moderat aus.

Die strategische Ausrichtung auf defensive Anlagen hat sich bewährt. Dank der Übergewichtung von Edelmetallen, einer sehr soliden Firmenauswahl und Absicherungen der Aktienpositionen konnten die Verluste in engen Grenzen gehalten werden.

Investieren Sie in reale Werte

Unter realunit.ch finden Sie zusätzliche Argumente, weshalb Sie mit einer aktiv verwalteten Realwert-Strategie Ihr Vermögen langfristig vor Inflation und Wertverlust bestmöglich schützen können.

RealUnit Schweiz AG

Schochenmühlestrasse 6
6340 Baar
Telefon: 041 761 00 90
info@realunit.ch



RealUnit

MEIN REAL GEDECKTES GELD



Die Informationen in dieser Anzeige richten sich nur an Personen mit Sitz in der Schweiz. Sie richten sich nicht an Personen, die dem Recht eines Staates unterworfen sind, der die Distribution oder Nutzung dieser Informationen verbietet (u.a. USA, EEA und Grossbritannien). Die Informationen in dieser Anzeige (Stand per 31.12.2022) stellen Werbemittelungen im Sinne von Art. 68 FIDLEG dar. Die Angaben dienen ausschliesslich der Information und stellen weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung dar. Es besteht keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte dieser Anzeige. Anlageentscheide sollten erst nach der gründlichen Lektüre des aktuellen Prospekts getätigt werden, der spesenfrei unter <https://realunit.ch/downloads/> oder info@realunit.ch bezogen werden kann.

MÖRGELI

Credit Suisse Boy Group

Die Kontakte des Schreibenden mit der untergegangenen CS sind gemischt. Einerseits durfte er 1996 aus den Händen des hochrespektierten Generaldirektors Hugo von der Crone den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis entgegennehmen. Ein früherer Träger dieses Kulturförderungspreises hiess immerhin Max Frisch. Gestiftet hat den Preis Lydia Welte-Escher (1858–1891), die Tochter des Gründers der Schweizerischen Kreditanstalt.

Andererseits verlief die zweite Begegnung mit der CS weniger erfreulich. Der Schreibende verfasste nämlich 2005 an dieser Stelle eine Kolumne mit dem Titel «Credit Suisse Boy Group». Er wunderte sich, dass die Geschäftsleitung 2003 zunächst einen Jahresgewinn von 5,21 Milliarden Franken ausgewiesen hatte, um kurz danach das Eingeständnis nachzuschreiben, man habe sich um 200 Millionen verrechnet. Das kann passieren. Wir stehen bei 4,99 Milliarden.

An der Generalversammlung vom April 2004 sagte Verwaltungsratspräsident Walter Kielholz: «Dass der Gewinn der Credit Suisse Group für das Jahr 2003 gemäss US GAAP [= US-Rechnungslegungsstandard] bedeutend tiefer liegt als die 5,0 Mrd. CHF unter Swiss GAAP, sollte Sie nicht beunruhigen.» Wer hätte aber nur noch 770 Millionen Gewinn erwartet? Statt eines Steueraufwands von 154 Millionen buchte die Bank eine Steuergutschrift von 3 Millionen.

In der Kolumne wurde die Frage aufgeworfen, auf welcher Basis jeweils die Bonuszahlungen berechnet werden. Für 2002 zahlten sich Verwaltungsrat und Management in bar und in Aktien (geschätzter Wert: 40 Franken) 84,5 Millionen Franken aus – bei einem Konzernverlust von 3,32 Milliarden. 2003 waren es 195 Millionen. Das entsprach einem Viertel des korrigierten Gesamtgewinnes von 770 Millionen Franken.

Nach dieser Kolumne intervenierte CS-Präsident Walter Kielholz persönlich. Der SVP wurde daraufhin zur Strafe ein Jahr lang jede finanzielle Unterstützung seitens der CS gestrichen. Als hätte er die Top-Banker der CS schon gekannt, schrieb Georg Christoph Lichtenberg: «Wer weniger hat, als er begehret, muss wissen, dass er mehr hat, als er wert ist.»

Christoph Mörgeli

95 Prozent der Asylbewerber verschleiern ihre Identität

Die *Weltwoche* hat kürzlich gemeldet, dass der Bund nicht mehr erhebt, wie viele Asylbewerber sich nicht ausweisen. Nun rückt er die Daten doch heraus. Sie sind beunruhigend.

Philipp Gut

Nationalrätin Barbara Steinemann (SVP) staunte nicht schlecht, als ihr das Staatssekretariat für Migration (SEM) auf eine entsprechende Frage mitteilte, es verfüge über keine Daten darüber, wie viele Asylbewerber keine Ausweispapiere vorweisen und so ihre Identität verschleiern. Das SEM betonte gleich mehrfach, dass dazu «keine Zahlen» vorlägen und dass es «keine Angaben» machen könne, weil es «keine Statistik erhebt». Die *Weltwoche* hakte nach und wollte wissen, warum diese Daten, die in früheren Jahren publiziert wurden, nun nicht mehr erfasst werden. Das SEM antwortete darauf, es könne den Medien keine Antwort geben, weil parallel dazu eine parlamentarische Frage hängig sei.

Und siehe da: Plötzlich hat der Bund die Zahlen wiedergefunden. Sie sind beunruhigend und werfen ein Schlaglicht auf einen in der öffentlichen Diskussion viel zu wenig beachteten Missstand im Schweizer Asylwesen. Die allermeisten Asylbewerber verschleiern nämlich ihre Identität und weigern sich, den Schweizer Behörden im Asylverfahren Ausweispapiere vorzulegen. Das Ausmass dieser bewussten Obstruktion ist enorm, insbesondere bei den jugendlichen Asylbewerbern, die in wachsender Zahl in die Schweiz strömen. Im Jahr 2022 stellten 2877 sogenannte unbegleitete minderjährige Asylbewerber (UMA) ein Gesuch in der Schweiz. Davon haben laut SEM sage und schreibe 2745 keinen Pass oder keine Identitätskarte vorgelegt, wie Nationalrat Marcel Dettling (SVP) in der Fragestunde erfuhr.

Mit anderen Worten: 95,4 Prozent verschleiern ihre Identität. Dies ist ein starkes Indiz dafür, dass es sich bei den allermeisten UMA um Asyltouristen handelt, nicht um echte Flüchtlinge.

Volljährige Minderjährige

Weiter geht aus der Antwort des SEM hervor, dass viele angeblich minderjährige Gesuchsteller in Tat und Wahrheit volljährig sind. In mehr als einem Drittel aller Fälle führte der Bund Altersabklärungen durch, weil der begründete Verdacht auf Falschangaben bestand.

In 495 von 1040 getesteten Fällen wurde die behauptete Minderjährigkeit aufgrund eines Gutachtens als unwahrscheinlich eingestuft. Fast bei der Hälfte aller untersuchten UMA stimmt das Alter also nicht.

Fazit: Es wird getrickt und getäuscht, dass sich die Balken biegen. Trotzdem werden die Schummler in den Asylprozess aufgenommen und dürfen bleiben, auch wenn ihr Asylgesuch abgelehnt worden ist («Alle dürfen bleiben: Junge Asylbewerber in der Schweiz», *Weltwoche* Nr. 11/23). Möglich macht dies der Status der sogenannten vorläufigen Aufnahme, der inflationär verliehen wird.

Das Signal, dass die Schweiz damit in die Welt sendet, ist fatal: «Egal, ob ihr echte Flüchtlinge seid, egal, ob ihr uns hereinzulegen versucht – ihr seid willkommen.» Es erstaunt darum nicht, dass immer mehr junge Asylbewerber in die Schweiz strömen. Gegenüber dem Vorjahr betrug der Zuwachs 2022 mehr als 50 Prozent.

liebe ist...



... ein Gefühl von Frühling.

Ueli Maurer sah das Desaster kommen

Und nahm deshalb den Blinden. Die Zürcher SVP verlor ihren Sitz im Bundesrat.



Wir leben im Gefängnis. Freiwillig, als Gefangene und Gefängniswärter zugleich.

Ueli Maurer wollte die eingemotteten Leopard-2-Panzer 2014 zum Alteisenpreis verkaufen. Bei einem Pizzatester am Thunersee überzeugte ihn ein Pänzeler-Divisionär, diese von Turtmann in die Ostschweiz zu transferieren. Und in Mostindien einzufetten und einzumotten. Learning dank Pizza-Connection.

Die Ukrainer möchten im Kampf gegen den Aggressor Putin das Schweizer Almetall kaufen und durch Rheinmetall retrofitten lassen. Die Putin-Verehrer der SVP verhindern zusammen mit Alain Berset die Ausfuhr. Als Kollateralnutzen versenken sie damit die in der Schweiz ansässige Rüstungsindustrie – zur Freude der wenigen verbliebenen helvetischen Pazifistinnen und Pazifisten.

In den letzten Jahren war Ueli Maurer für das Finanzdepartement zuständig. Sein plötzlicher Rücktritt überraschte alle. Am meisten die SVP Zürich. Sie hatten gemeinsam keinen Nachfolger aufgebaut. In die Bresche sprang ein fahnenflüchtiger Alt-Nationalrat und Professor. Wie lautete schon wieder sein Name?

Warum nahm Maurer den Blinden? Langsam lichtet sich der Nebel: Finanzdepartement, Finma und Nationalbank wussten bereits Ende Sommer 2022, dass die Credit Suisse mit grosser Wahrscheinlichkeit abschmieren würde. In der Hoffnung, dass es nicht ganz so schlimm kommen würde, durfte die Credit Suisse ihre Bilanzen frisieren.

Ueli Maurer hatte Karin Keller-Sutter nicht eingeweiht. Nicht einmal 75 Tage nach der

Amtsübergabe raste ein Sturm – Konrad Hummler *dixit* – auf die unvorbereitete Keller-Sutter-Schweiz zu.

Amerika ist und bleibt bis auf weiteres das Imperium der westlichen Welt. Seine Geheimdienste kontrollieren alles und jeden. Im Gegensatz zu Trump brüllt Biden nicht herum. Aber der freundliche Opa beisst erbarmungslos zu.

Der amerikanische Botschafter Scott Miller gab der Schweiz in der NZZ brutal den Tarif durch. Unser Land stecke in der grössten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg. Die Schweiz müsse endlich die Oligarchengelder im Umfang von fünfzig bis hundert Milliarden Franken blockie-

Im Gegensatz zu Trump brüllt Biden nicht herum. Aber der freundliche Opa beisst erbarmungslos zu.

ren. Die Donut-Schweiz dürfe sich militärisch nicht von den sie umgebenden Nato-Ländern zum Nulltarif verteidigen lassen.

2008 war der Hebel der Amerikaner die UBS. Der Bank drohte der Untergang, und der Preis der Rettung war die Aufgabe des Steuerhinterzieher-Geheimnisses. Die Linken durften sich zu Recht freuen. Diesmal geht es vor allem um die dem russischen Volk geraubten Oligarchengelder, welche die SVP – mehr Zynismus geht nicht – mit Rücksicht auf den Rechtsstaat schützen möchte.

Die unvorbereitete und konzeptlose Nationalbank versuchte vergangene Woche, die Wogen mit einem Kredit von 50 Milliarden erfolglos zu glätten. Kurz nachdem der Bund und die Kantone auf Ausschüttungen der Nationalbank ver-

zichtet hatten. Weil unsere Finanzpolitiker noch nicht begreifen, dass die Nationalbank immer noch 900 Milliarden Franken schwer ist.

Begriffen hat dies Oswald Grübel. Für ihn könnte die Nationalbank auch problemlos 100 Milliarden verlieren. Weiterhin für dumm verkaufen will uns Aymo Brunetti. Er diktierte dem *Tagi* ins Blatt: «Die Aktion der Nationalbank hat nichts mit einer Rettung durch den Staat zu tun.» Fast ein Fall für die Kesb.

Übers Wochenende enteigneten das Finanzdepartement, die Finma und die Nationalbank die Aktionäre der CS und die Besitzer nachrangiger Anleihen, um der UBS ein Geschenk zu machen. Zur Belohnung gab es – wenn ich richtig rechne – gesamthaft Garantien von 259 Milliarden Franken. Papa Staat, wir alle, dürfen zahlen.

Die Amerikaner werden sich totlachen. Der verbliebene Truthahn UBS wird noch fetter. Die Amis können und werden die Schweiz weiter unter Druck setzen, bis unser System – um das Monster UBS zu retten – mittels Notrecht über Nacht die Oligarchengelder arretiert.

Ironie der Geschichte: Der weit rechts stehende Hans-Rudolf Merz versenkte das Steuerhinterzieher-Geheimnis. Sein Motto zuvor: Die Amerikaner werden sich die Zähne am Bankgeheimnis ausbeissen. Der noch weiter rechts stehende Ueli Maurer versenkte die Kreditanstalt. Sein Motto im Herbst 2022: Lasst die Credit Suisse – so wie ich – in Ruhe. Er hätte sie verstaatlichen müssen. Noch ist es nicht zu spät.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

«Ich weiss noch mehr»

Reporter-Legende Seymour Hersh über seine spektakuläre Recherche, die US-Präsident Joe Biden als Auftraggeber des Anschlags auf die Nord-Stream-Pipelines identifiziert. Und warum ihn Kritik kaltlässt.

Urs Gehriger

Am 26. September 2022 wurden drei von vier Nord-Stream-Pipelines durch Sprengsätze zerstört. Über Nacht verlor Europa 45 Prozent seines aus Russland importierten Erdgases. Doch überraschenderweise reagierten die westlichen Politiker und Medien auf den zerstörerischen Akt mit Desinteresse oder gar völligem Schweigen.

Mehr als vier Monate nach dem Anschlag, am 8. Februar 2023, veröffentlichte Seymour Hersh, einer der führenden Enthüllungsjournalisten der letzten fünfzig Jahre, einen Artikel mit dem Titel «Wie Amerika Nord Stream zerstörte». Hersh legte dar, dass die Marine der Vereinigten Staaten, auf Anweisung von Präsident Joe Biden persönlich, für den Angriff verantwortlich sei. (Der Artikel wurde in *Weltwoche* Nr. 7/23 nachgedruckt; die Red.) Das Weisse Haus reagierte umgehend und bezeichnete Hershs Behauptungen als «völlig falsch und frei erfunden».

Hershs Bericht birgt eine Menge Sprengstoff. Er identifiziert die USA nicht bloss als alleinigen Aggressor eines staatsterroristischen Aktes. Offenbar hatte Biden den Akt in Auftrag gegeben, ehe Putin überhaupt den Krieg angefangen hat. «Bidens Entscheidung, die Pipelines zu sabotieren, kam nach mehr als neun Monaten hochgeheimer Debatten innerhalb der nationalen Sicherheitsgemeinschaft Washingtons», schreibt Hersh. Das bedeutet, dass die Entscheidung zum Angriff zwei Monate vor dem Einmarsch Russlands am 24. Februar 2022 getroffen wurde.

Einige Medien und Politiker kommen daher zum Schluss, dass die Vereinigten Staaten unabhängig von den Entwicklungen in der Ukraine einen kriegerischen Akt gegen Russland planten. Und dass die russische Invasion für Washington nur ein Vorwand war, um einen Plan auszuführen, den die US-Regierung lange zuvor ausgearbeitet hatte.

Diese These lässt sich durch Hershs Text nicht eindeutig stützen. Er schreibt, eher vage: «Im Dezember 2021, zwei Monate bevor die ersten russischen Panzer in die Ukraine rollten, brief [der Nationale Sicherheitsberater, d. Red.]

Jake Sullivan eine Sitzung einer neugebildeten Task-Force ein – Männer und Frauen aus den Reihen der Stabschefs, der CIA, dem Aussen- und dem Finanzministerium – und bat um Empfehlungen, wie man auf Putins bevorstehende Invasion reagieren sollte.»

Wir haben uns mit Seymour Hersh in Verbindung gesetzt, um von dem legendären Investigativreporter persönlich Genaueres über seine Kenntnisse der Motive und des Ablaufs des Anschlags sowie über die Kritik, die sein Artikel hervorgerufen hatte, zu erfahren.

Weltwoche: Seymour Hersh, war der Angriff auf die Nord-Stream-Pipelines als Option für den Fall geplant, dass Putin tatsächlich in die Ukraine einmarschieren würde, oder sollte der Plan ausgeführt werden, unabhängig davon, was Putin letztendlich tun würde?

Seymour Hersh: Das ist eine interessante Frage. Ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, was im Kopf des Präsidenten vorgeht. Ich kann indessen mit Bestimmtheit sagen, dass sich die Vereinigten Staaten seit der Kennedy-Ära in den frühen 1960er Jahren öffentlich

«Uns hat es immer missfallen, dass Deutschland Zugang zu billigem russischem Gas hat.»

über die Tatsache besorgt zeigen, dass Russland über riesige Öl- und Erdgasfelder verfügt. Wir haben die Idee der Nord-Stream-Pipelines von Anfang an abgelehnt. Uns hat es immer missfallen, dass Deutschland einen direkten Zugang zu billigem russischem Gas haben soll.

Weltwoche: Sie erinnern daran, dass Biden eine Art Drohung aussprach, als er sich Anfang letzten Jahres mit dem deutschen Bundeskanzler Olaf Scholz im Weissen Haus traf. Er sagte, dass die Entscheidung Putins, ob er die Ukraine angreift, über das Schicksal von Nord Stream 2 entscheiden werde. «Wenn Russland einmarschiert, das heisst Panzer und Truppen wieder die Grenze zur Ukraine überqueren,



«Das Problem ist, dass mein Präsident



die Welt anlügt»: Journalist Hersh, 85.

dann wird es Nord Stream 2 nicht mehr geben», so Biden. «Wir werden dem ein Ende setzen.» Auf die Frage, wie genau das erreicht werden solle, sagte Biden kryptisch: «Ich verspreche Ihnen, dass wir das schaffen werden.»

Hersh: Unsere Abneigung gegen die Nord-Stream-Pipelines war nichts Neues. Biden selbst sprach in einer Rede in der Türkei auf einer Konferenz, als er Vizepräsident unter Obama war, sogar von den Gefahren dessen, was wir immer als Bewaffnung des Gases bezeichneten.

Weltwoche: Gemäss Ihrer Recherche war es im Dezember 2021, als der Plan, Nord Stream anzugreifen, ins Auge gefasst wurde, richtig?

Hersh: Das war vor Weihnachten, ich glaube, es war der 20. oder 21. Dezember.

Weltwoche: Wie Sie schreiben, war Bidens nationaler Sicherheitsberater, Jake Sullivan, eine Schlüsselfigur bei der Ausarbeitung des Plans. Sie identifizieren Aussenminister An-

«Ich hoffe, Sie glauben nicht, dass meiner Regierung die Geschichte gefällt. Ich muss sehr vorsichtig sein.»

tony Blinken als weiteren Hauptakteur. Ebenso Victoria Nuland, die seit vielen Jahren in der Ukraine engagiert ist und die bereits die Maidan-Proteste 2014 im Namen der Obama-Regierung aktiv unterstützt hatte.

Hersh: Sagen wir es deutlich. Wir haben im Grunde geholfen, eine ziemlich schwache Regierung [von Wiktor Janukowytsch, d. Red.] zu stürzen. Es war eine prorussische Regierung. Es ist keine Frage, dass wir daran beteiligt waren.

Weltwoche: Wer war neben Sullivan, Blinken und Nuland noch an der Ausarbeitung dieses Angriffsplans beteiligt?

Hersh: Sie stellen da eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Selbst wenn ich Personen umschreiben würde, könnten Rückschlüsse [auf meine Quellen] gezogen werden. Ich hoffe, Sie glauben nicht, dass meiner Regierung die Geschichte gefällt und dass sie nicht ihr Bestes getan hat, um herauszufinden, wer [mit mir] gesprochen hat. Ich muss sehr vorsichtig sein.

Weltwoche: Ich frage deshalb, weil Kritiker Ihrer Theorie sagen, dass an einer solchen Sabotageaktion eine beträchtliche Anzahl von Personen beteiligt gewesen sein musste. Folglich wäre es fast unmöglich gewesen, sie geheim zu halten.

Hersh: Die Zahl der beteiligten Personen, die die Geschichte von A bis Z kannten, musste in der Tat sehr gering sein. Äusserst gering.

Weltwoche: Die Norweger waren angeblich direkt involviert, sie sollen geholfen haben, den Sprengstoff zu detonieren. In Interviews haben Sie erwähnt, dass auch Schweden und Dänen informiert wurden. Wie viele Perso-

nen haben Sie gezählt, die an der Operation beteiligt waren?

Hersh: Das Problem mit euch Reportern ist, dass ihr immer wieder gute Fragen stellt, die ich nicht beantworten will, aber ich respektiere eure Neugier. Ich kann nicht mehr sagen, weil ich nichts verraten darf, was auf jemanden hinweisen könnte. Es waren nur zwei Taucher beteiligt. Sie wurden an einem der speziell für die Ausbildung eingerichteten Ort in Florida trainiert, den die meisten Leute in Amerika nicht kennen.

Weltwoche: Sprechen wir über diese Taucher.

Hersh: Sehen Sie, das können Sie mit mir nicht machen. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen als das, was ich geschrieben habe.

Weltwoche: Meine Frage ist technischer Natur. Sie haben geschrieben, dass spezialisierte Taucher den Sprengstoff in grosser Tiefe an der Pipeline angebracht haben. Experten haben berechnet, dass Hunderte von Kilogramm Sprengstoff nötig gewesen wären, um solch schwere Explosionen auszulösen. Wie wurde das konkret gemacht? Hatten die Taucher die Hilfe eines U-Boots, um den Sprengstoff richtig auf dem Meeresboden zu platzieren?

Hersh: Nein. Es wurde C4-Sprengstoff verwendet.

«Wenn man keine Signale aussendet, kann man mit jedem dieser Flugzeuge machen, was man will.»

wendet. Man muss nicht Hunderte von Kilogramm davon haben. C4 ist ein Plastiksprengstoff. Eine sehr kleine Menge kann den Kopf eines Mannes in 100 Fuss Tiefe wegpusten.

Weltwoche: Ist es möglich, dass zwei Taucher diesen Sprengstoff in einer Tiefe von 80 Metern anbringen konnten?

Hersh: Das ist möglich, absolut. Die Navy-Taucher trainieren dafür, 300 Fuss (90 Meter) tief zu tauchen. Das Problem ist, dass man nicht einfach ein paar Leute mitten in der Ostsee, die streng überwacht wird, tauchen lassen kann. Die Russen sind auch dort. Sie haben unbemannte Unterwasserfahrzeuge, die alles überwachen. Die ganze Frage, wie man eine Tauchaktion verbergen kann, ist sehr kompliziert.

Weltwoche: Deshalb wählte man laut Ihrem Bericht einen besonderen Anlass, um den Sprengstoff an den Pipelines anzubringen, nämlich während der jährlichen Nato-Übung Baltic Operations 22 im Juni letzten Jahres. Die nächste Herausforderung war, den Sprengstoff zu zünden. Dazu schreiben Sie: «Am 26. September 2022 warf ein P-8-Überwachungsflugzeug der norwegischen Marine bei einem scheinbar routinemässigen Flug eine Sonarboje ab.» Diese löste ein Signal aus, das angeblich einige Stunden später den Sprengstoff zur Detonation brachte. Wie Kritiker

anmerken, befanden sich die P-8-Maschinen der norwegischen Luftwaffe, das sind Seeüberwachungs- und Aufklärungsflugzeuge, zum Zeitpunkt der Explosion erst in einer Testphase und waren daher nicht einsatzbereit. Ausserdem ...

Hersh: ... sparen Sie sich die Worte. Ich weiss, was Sie sagen werden, und ich werde Ihnen die Antwort geben.

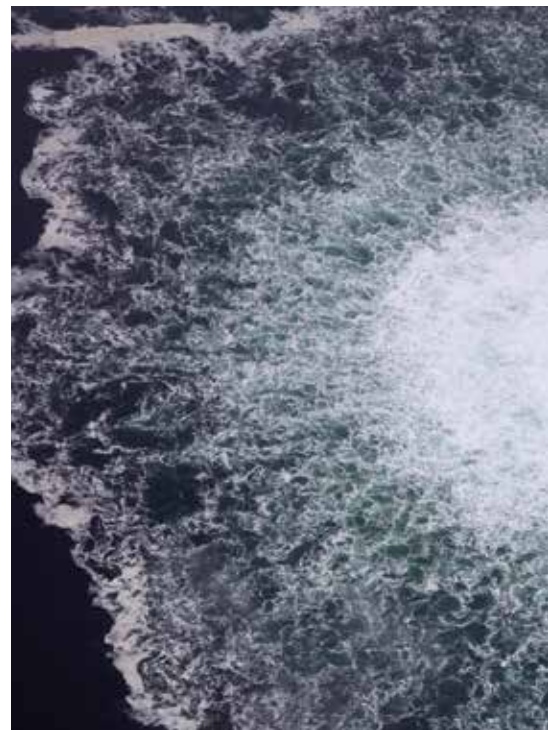
Weltwoche: Lassen Sie mich die Frage formulieren: Ausserdem wurde zum Zeitpunkt der Explosion kein solches Flugzeug in der Nähe des Tatortes entdeckt. Wie erklären Sie diesen scheinbaren Widerspruch?

Hersh: Erinnern Sie sich an den Besuch von US-Präsident Joe Biden bei Selenskyj [20. Februar 2023; d. Red.]? Wie gewöhnlich war er mit der «Air Force One» unterwegs. Als sie in Polen ankamen, schalteten sie ihren Transponder aus. Das ist ein Signal, das jedes Flugzeug haben muss, es entsendet ein IFF-Signal (Freund-Feind-Identifikation), so dass alle anderen Flugzeuge und die Fluglotsen in Amerika und in der Welt wissen, wo man ist. In den Zeitungen wurde berichtet, dass das Flugzeug des Präsidenten aus Sicherheitsgründen seinen Transponder ausgeschaltet hatte, damit es nicht gesehen werden kann. Die Kritiker, die behaupten, es sei am 26. September kein Schiff direkt am Ort der Explosionen entdeckt worden, verweisen auf Open Source Intelligence (OSINT). Sie arbeiten mit elektronischen Signalen zur Überwachung. Sie sind sehr kompetent. Aber wenn ein Flugzeug seinen Transponder ausschalten kann, kann man es nicht sehen. Die Norweger haben fünf P-8 gekauft, und es gibt Zeitungsberichte über die Auslieferung der ersten Anfang 2022. Die Norweger sind die besten Navigatoren der Welt und begleiten uns seit Jahrzehnten bei verdeckten Aktionen, wie ich in einem Artikel jüngst beschrieben habe. Wenn man keine Signale aussendet, kann man mit jedem dieser Flugzeuge machen, was man will.

Weltwoche: Warum, glauben Sie, spielen die Medien Ihren Bericht herunter?

Hersh: (Lacht) Es gibt immer eine Million verschiedene Antworten.

Weltwoche: Anstatt sich mit Ihren Erkennt-



«Sehr explosives Material»: Anschlag auf die

nissen zu befassen, haben Politiker und Medien versucht, Sie als unglaublich darzustellen. Aber auch diejenigen, die zum Schluss kommen, dass Ihre Theorie ernst genommen werden muss, weisen auf Schwachstellen hin. Ein beliebter Kritikpunkt ist, dass Sie keine Beweise für Ihre Theorie liefern.

Hersh: So verfähre ich seit meiner My-Lai-Geschichte im Jahr 1969. [Mit der Aufdeckung des durch US-Soldaten begangenen Massakers in My Lai während des Vietnamkriegs begründete Hersh seine Karriere als einer der bekanntesten Enthüllungsjournalisten, in deren Folge er während Jahrzehnten zahlreiche Skandale, namentlich der US-Regierung, aufdeckte; d. Red.] In den meisten meiner Berichte der letzten fünfzig Jahre verwendete ich ungenannte Quellen. Stellen Sie sich vor, ich hätte eine Quelle identifiziert? Hätte ich einen Namen genannt, wäre diese Person gefeuert oder, schlimmer noch, eingesperrt worden. Der Luxus im Leben eines Journalisten ist es, jemanden aus dem Inneren [des Apparates] als Informanten zu haben, der sehr integer ist und den Amtseid abgelegt hat – das muss man in Amerika im Aussenministerium oder in der Regierung oder in der CIA; man legt den Amtseid ab, und zwar nicht auf den Chef, nicht auf den Oberst, nicht auf den General, nicht einmal auf den Präsidenten, sondern auf die Verfassung. Das sind die Leute, die mit mir sprechen. Es ist sehr ungewöhnlich, eine solche Quelle zu haben. Das ist sehr selten. Die meisten Reporter haben keine solche Quellen. Ich hatte im Laufe der Jahre viele Informanten. Einige hatten sogar vier Sterne. Viele von ihnen sind meine Freunde geblieben. Es sind Leute,



Nord-Stream-Pipelines, September 2022.

die ich respektiere, die verfassungstreu sind und die sich manchmal aufregen, wenn Dinge getan werden, die nicht getan werden sollten.

Weltwoche: Ihre Nord-Stream-Geschichte stützt sich auf eine einzige «Quelle mit direkter Kenntnis» der Operation. Ist das nicht zu wenig, um die Weltmacht USA als Täter zu überführen?

Hersh: Stellen Sie keine Vermutungen an. Sie wissen es nicht, und ich spreche nicht darüber. Das Einzige, was ich Ihnen über die erste Geschichte sagen werde, ist, dass es, wenn Sie sie genau betrachten, keinen Punkt gibt, der Rückschlüsse auf Quellen zulässt. Ich beschreibe keine Treffen im Detail. Denn bei den zur Operation durchgeführten Treffen nahmen keine grossen Personengruppen teil. Es waren Leute aus der CIA und der National Security Agency, dem vereinigten Generalstab, dem Aussenministerium, dem Finanzministerium. Sie haben Spezialisten mit einbezogen. Der Grund, warum ich mich sehr bedeckt halte, ist der Informantenschutz. In den fünfzig Jahren, in denen ich diese Geschichten schreibe, ist niemand ins Gefängnis gekommen. Niemand wurde namentlich genannt. Niemand wurde zitiert. Ich spreche einfach nicht darüber.

Weltwoche: Jüngst veröffentlichten sowohl die *New York Times* als auch die deutsche Wochenzeitung *Die Zeit* Artikel, die Ihre Darstellung zu widerlegen scheinen. Die *Times* stützte sich auf die Behauptung, dass «eine proukrainische Gruppe den Anschlag verübt hat». Wie bewerten Sie die Recherchen der *New York Times*?

Hersh: Die *New York Times* hat die Story auf die Titelseite gebracht. Ich kann nicht glauben, wie inkompetent sie verfasst war. Einer der drei

Reporter – Julian Barnes – gab dem Podcast der *New York Times* ein Interview, in dem er die Berichterstattung beschrieb. Ich weiss nicht, welches Wort ich für diesen Kerl verwenden soll. Ich habe sieben oder acht Jahre bei der *New York Times* gearbeitet, ich habe an sehr heiklen Geschichten gearbeitet, die viele Preise gewonnen haben. Was besonders auffällt, die drei Reporter habe alle ungenannte Quellen verwendet.

Weltwoche: Das sagt man auch über Sie, dass Sie ungenannte Quellen verwenden.

Hersh: Meine Quelle hat direkte Kenntnis über die Operation. Es gab keine Beweise, dass die *New York Times*-Reporter jemals mit jemandem vom Geheimdienst gesprochen haben.

Weltwoche: Die *Times*-Reporter verwenden Formulierungen wie: «Beamte, die die Geheimdienstinformationen überprüft haben, sagten, sie glaubten, dass die Saboteure höchstwahrscheinlich ukrainische oder russische Staatsangehörige waren oder eine Kombination von beidem.»

Hersh: Der Journalist [Julian Barnes] wurde am Ende des Interviews gefragt: «Wissen Sie wirklich, was passiert ist?» Er antwortete: «Nun, wir sind nicht sicher.» Im besten Fall ist es [die Aussage seiner Quelle; d. Red.] das, was ich einen Tipp nennen würde.

Weltwoche: Nach Recherchen der *Zeit* wurde das Boot identifiziert, das bei der Sabotageaktion benutzt worden sei. «Es soll sich um eine Jacht handeln, die von einer Firma mit Sitz in Polen angemietet worden sei, die offenbar zwei Ukrainern gehört.» Die Recherche stützt sich gemäss der Zeitung auf «deutsche Ermittlungsbehörden». Für wie plausibel halten Sie diese Geschichte?

Hersh: Es ist darin die Rede von einer Jacht, die verlassen aufgefunden wurde. Und dass man auf der Jacht Spuren von Dynamit gefunden habe. Man musste ein sehr explosives Material verwenden, kein Dynamit, um eine ausreichend starke Ladung herzustellen. Wie bereits erwähnt, verwendeten die Taucher bei der Operation C4.

Weltwoche: Der deutsche Bericht unterstellt keine nationalstaatliche Verwicklung in den Anschlag, der Autor der *Zeit*-Geschichte stellt fest: «In internationalen Sicherheitskreisen wird nicht ausgeschlossen, dass es sich auch um eine *false-flag operation* handeln könnte. Das bedeutet, es könnten auch bewusst Spuren gelegt worden sein, die auf die Ukraine als Verursacher hindeuten. Was ist Ihre Meinung dazu?»

Hersh: Ich denke, dass unsere CIA diese Geschichte in die Welt setzen wollte, in der Praxis war es dann der deutsche Geheimdienst, der BND, der es tat. Das war wirklich ungeschickt. Wie Sie wissen, hat die Geschichte kein grosses Echo ausgelöst.

Weltwoche: Haben Sie seit der Veröffentlichung Ihres Berichts weitere Informationen erhalten, die weitere Details über die Planung

und Ausführung des Anschlags enthalten?

Hersh: Gute Frage. Ich habe eine Antwort, aber ich kann sie nicht mit Ihnen teilen, weil mein Hauptziel jetzt darin besteht, diejenigen zu schützen, die mit mir sprechen. Ich weiss etwas, aber ich komme nicht weiter, weil die Lage in Washington sehr angespannt ist und Leute, die

«Das Ganze ist wirklich wie eine schlechte Farce, wie eine Farce von Shakespeare.»

mir normalerweise bei einem Bier oder einem chinesischen Mittagessen die ganze Geschichte erzählen würden, mir sagen: «Bitte, bitte, halten Sie sich ein wenig zurück.»

Weltwoche: Das werden Sie nicht tun, nehme ich an.

Hersh: O nein, ich werde weiter darüber schreiben. Ich schreibe nächste Woche wieder. Ich kann Ihnen sagen, ich weiss noch mehr darüber; das Ganze ist wirklich eine schlechte Farce, wie eine Farce von Shakespeare. Das Problem ist, dass mein Präsident sein Volk und die Welt anlügt, seit ich meinen Bericht geschrieben habe. Seit der Anschlag passiert ist, behauptet er, nichts davon zu wissen.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Frühling, weich' von mir

Wer nicht mitjauchzt beim Anblick der ersten Osterglocken und Krokusse, gilt als Sonderling. Frühling ist ein Befehl: Seid glücklich jetzt! Bitte lasst mich in Ruhe mit dem Quatsch.

Pascal Morché

Eine schreckliche Zeit beginnt: der Frühling. Sein «blaues Band» (Eduard Mörike) und «linde Lüfte» (Ludwig Uhland) werden jetzt auch von poesielosen Zeitgenossen bemüht, ebenso wie das Wort «Lenz». Jede Osterglocke wird umjubelt; Krokusse, Vogelgezitscher, alles ist gnadenlos dem Glückskitsch ausgeliefert. Ein paar Grad Celsius zweistellig, und der Mensch entblösst sich und ist willens, halbnaakt mit schmatzenden Flip-Flop-Geräuschen Metropolen zu zertrampeln. Entblößen ist auch entblöden. Die ersten warmen Sonnenstrahlen und: Gartencenter-Hysterie! Im Frühling muss die Natur vehement umarmt werden. Wir leben mit der Natur in einer Art Stockholm-Syndrom, denn sie kann zurückschlagen mit Vulkanausbrüchen, Hornissenplagen, Krebs oder Erdbeben. Das alles ist auch Natur – aber nicht hübsch domestiziert wie Garten- und Balkonbepflanzung im Frühling.

Steigende Selbstmordrate

Wer nicht mitmacht (oder psychisch nicht mitmachen kann) im jauchzenden Frühlingstau mel seiner Mitmenschen, hat schlechte Karten. Frühling ist ein Befehl. Und der heisst: glücklich zu sein! Kollektiv glücklich zu sein! Manchem kommt dieser Befehl einer Nötigung gleich. Frühling ist gefährlich für Depressive, egal, wie schwer ihre Depression sein mag, egal, wie gestört ihr Serotoninhaushalt ist. Die Statistiken lassen sich nicht leugnen: Im Frühling, im April, steigt die Selbstmordrate sprunghaft an; «suicide spring peak», ein fester Terminus in der Psychiatrie. Im November kann sich der Depressive gut verstecken. Der Winter erlaubt den Rückzug ins Ich, das Einigeln, das Zuhausebleiben. Jetzt aber ist da der allgemeine Zwang: Raus! Raus, weil Frühling ist? Raus ins gleissende Frühlinglicht, weil daheim die Fensterscheiben so schmutzig sind wie nie-

mals sonst im Jahr. T. S. Eliot hat es in seinem Versepos «Das wüste Land» beschrieben: «April ist der grausamste Monat, er treibt/Flieder aus dem toten Land, er mischt/Erinnern und Begehren, er weckt/dumpfe Wurzeln mit Frühlingsregen./Der Winter hielt uns warm...» Ja, «Winter kept us warm» und nun: Citalopram?

Nicht die Frühjahrdepression, jene «Spielart» latenter Depression, ist es, die verzweifeln lässt. Es sind die Ratschläge der anderen, sie las-

libidinöse Frühlingstimmung kaum bedichten. Oder doch? «Lenzes Gebot» beschreibt Richard Wagner in «Die Meistersinger von Nürnberg» als «die süsse Not».

Der Frühling ist nicht so lieblich, wie wir ihn verklären. Ja, würde er nur in seiner Gewalt gezeigt. Mit Pauken und Trompeten und lautem Getöse. Alpine Perchtenläufe, Chalandamarz oder Strawinskys «Sacre du printemps» geben eine Ahnung von jener brutalen Wucht, mit der Vor-Zentralheizungs-Menschen den Wechsel vom Winter zum Frühling erleben.

Kitsch für Verweichlichte

Früher gab's mehr Zukunft! Kraftstrotzende Aufbruchstimmung, die im Opfer(n) gewaltsam die Verschwendung feierte. Im Gartencenter werden wir diese Gewalt nicht finden. Verweichlicht klammern wir uns an Frühlingkitsch und stellen noch ein Töpfchen Primeln in den Einkaufswagen. Nur wenige begehren auf, wie Gott hold Ephraim Lessing: «Ach! Es ist schon so oft grün geworden; ich wollte, es würde einmal rot.» Nur wenige verstehen diesen Wunsch und wagen Kritik am allzu fröh-

lichen Frühlingserwachen. An jene «allzu Fröhliche» schrieb Charles Baudelaire: «So schwer ins Herz mich trafen/Des Frühlings Glanz und Glut,/Dass ich in heisser Wut/Auf Blumen schlug, um die Natur zu strafen.»

Man kann die Natur nicht strafen. Sie straft uns. Man kann sich auch nicht dem Frühling, seiner Kraft und Schönheit entziehen; denn man kann sich auch dem Leben nicht entziehen (ausser auf sehr finale Art). Man soll sich aber von der Natur selbst beglücken lassen und nicht vom verkitschten Jubel auf die Natur. Und ausserdem beginnt der Herbst mit dem Verblühen des ersten Schneeglöckchens.

Pascal Morché ist Buchautor in München und Wien.



Eine Art Stockholm-Syndrom: Vue des Alpes im Neuenburger Jura.

sen das herrlichste Frühlinglicht zu Blendwerk verkommen: Geh doch raus! Das tut dir gut! Du brauchst Sonne, Vitamin D! Depressive wissen über Depressionen recht gut Bescheid. Nun aber sind sie obendrein den Gutmeinenden, den Besserwissenden, den vermeintlich Glücklichen und vom Frühling stimulierten Mitmenschen ausgeliefert. Sie zwingen zum Vergleich! Und der Mensch vergleicht sich, besonders wenn er Aussenseiter ist. Alles im Frühling ist Kraft und Werden und Verausgabung. Traurigkeit, Melancholie, Depression ignoriert das fordernde kollektive Evidenzerlebnis, das verbietet der aufblühende Mainstream. Glückliche Paare tun weh, wenn man nicht Teil eines glücklichen Paares ist. «Die Leute sind fast wie verhext, Veronika, der Spargel wächst», plumper lässt sich

Zwei Rivalen, zwei Profile

Wie konnte es passieren, dass die NZZ ihren Rivalen *Tages-Anzeiger* derart abgehängt hat?



Heute vergleichen wir die zwei führenden Tageszeitungen des Landes miteinander, die *Neue Zürcher Zeitung* und den *Tages-Anzeiger*.

Es ist der Vergleich einer Erfolgsgeschichte und einer Misserfolgsgeschichte. Die Erfolgsgeschichte schreibt die NZZ aus Zürich, die Misserfolgsgeschichte schreibt der *Tages-Anzeiger* aus Zürich.

Beginnen wir mit den Zahlen, die man aus den neusten Jahresberichten der beiden Verlagshäuser destillieren kann. Die NZZ hat im vergangenen Jahr einen Reingewinn von rund acht Millionen Franken gemacht. So profitabel war die NZZ seit zwanzig Jahren nicht mehr. Beim *Tages-Anzeiger* ist es ein Verlust von rund fünf Millionen, so unprofitabel war man seit Urzeiten nicht mehr.

Vor zehn Jahren war es umgekehrt. Damals lieferte der *Tages-Anzeiger* einen operativen Gewinn in sehr zweistelliger Millionenhöhe ab. Die NZZ hingegen war nahe an den roten Zahlen.

Wie also kam es, dass die NZZ ihren alten Rivalen von der anderen Seite der Limmat derart abhängen konnte?

Es gibt, wie meist in den Medien, eine einfache Erklärung. Die Erklärung heisst: Profil. Die NZZ hat zuletzt stark an Profil gewonnen, der *Tages-Anzeiger* schaffte das nicht.

Es lohnt sich darum ein kurzer Blick zurück. Gegen Mitte des letzten Jahrzehnts war der Titel NZZ in der Krise, nicht nur kommerziell, sondern auch inhaltlich. Chefredaktor Markus Spillmann hatte aus dem Blatt der bürgerlichen Standfestigkeit eine Windfahne der Beliebigkeit gemacht, und die Redaktion neigte zunehmend

zu linksliberalen Positionen. Der neue VR-Präsident Etienne Jornod, obschon ein Medien-Novize, ahnte instinktiv, dass dies ein Weg ins Verderben war. Als neuen Chefredaktor wollte er erst den konservativen Markus Somm von der

Werdet geistige Klimakleber, haut auf alle Bürgerlichen ein, cancelt missliebige Meinungen!

Basler Zeitung holen, setzte nach internen Protesten aber dann Eric Gujer ein, den politisch ebenso gedrechselten Leiter des Auslandsressorts.

Gujer positionierte sein Blatt umgehend wieder als bürgerlich-konservative Meinungsleistung, die bei Fragen wie Migration, Klimapolitik, Wokeness und Corona keine Hemmungen hatte, kräftig gegen den wohlfeilen Zeitgeist anzuschreiben.

Der Erfolg war durchschlagend, weit über die Schweiz hinaus. Die NZZ ist in Deutschland inzwischen auf der Marke von 40 000 Abonnenten, und die Redaktion in Berlin ist mittlerweile sechzehn Köpfe stark. In der Schweiz kommen 120 000 Abonnemente hinzu.

Mit solchen Erfolgswahlen hat die NZZ den *Tages-Anzeiger* deutlich hinter sich gelassen. Denn hier lief der Prozess in eine ungute Richtung. Der *Tages-Anzeiger* hat in den letzten zehn Jahren nicht an Profil gewonnen, sondern hat sich verwässert. Tendenziell steht man auf der rot-grünen Seite, aber dann doch nicht so richtig, oder doch, oder wie oder was. Wie kann man heute das Profil des *Tages-Anzeigers* beschreiben? Schwierig. Wischiwaschi vielleicht?

Als Folge der Profilschwäche bleiben die Abos-Zahlen hinter jenen der NZZ zurück. Vor allem bei digitalen Abos erreicht man nicht einmal einen Drittel der Konkurrenz.

Der *Tages-Anzeiger* verpasste mit seinem Wackelkurs die Chance, welche etwa eine *New York Times* gezielt nutzte. Dort erkannte man nach der Wahl von Donald Trump, dass es im Land eine konsequent linke Zeitung braucht. Die politisch radikalisierte NYT wurde zum geliebten Stammbblatt der US-Linken und hat inzwischen über neun Millionen Abonnenten, fünfmal so viele wie noch vor zehn Jahren. Auch finanziell hat sich das gewaltig gelohnt.

Beim *Tages-Anzeiger* jedoch gab es keinen VR-Präsidenten, der das ausgedünnte Profil seines Flaggschiffs wieder auf Kurs bringen wollte. Präsident Pietro Supino liess die Dinge laufen, obwohl sie offenkundig nicht mehr liefen.

Wenn mich die *Tages-Anzeiger*-Gruppe als Strategieberater anfragen sollte, ich würde ihr das Rezept aus New York empfehlen: Werdet klar links-grün, werdet politisch korrekt, werdet woke, werdet geistige Klimakleber, öffnet die Grenzen für alle, macht Transgender zum Thema, haut auf alle Bürgerlichen ein, werdet feministisch, cancelt missliebige Meinungen. In unseren rot-grünen Städten wird dann eure Auflage mit Sicherheit explodieren.

Das tönt jetzt ein bisschen überdreht, aber ich mache keine Witze.

Entscheidend für den Erfolg einer Zeitung, inhaltlich wie dann geschäftlich, ist heute ein kristallklares Profil. Die NZZ hat dieses Profil, der *Tages-Anzeiger* hat es nicht.

Vom Armeeabschaffer zum Panzergeneral

Wegen Cédric Wermuth führt die SP die Armeeabschaffung im Parteiprogramm. Jetzt will der Lokalpazifist die Ukraine «militärisch unterstützen».

Christoph Mörgeli

Der Parteitag der SP Schweiz vom 31. Oktober 2010 in Lausanne endete mit dem totalen Triumph der Parteilinken. Vierzig junge Delegierte im Schlepptau von Juso-Chef Cédric Wermuth stimmten diszipliniert und blieben bis zum Schluss. Diese Jungsozialisten setzten im zehnten Programm in der Geschichte der Schweizer Sozialdemokratie nicht nur die Abschaffung des Kapitalismus durch, sondern gleich auch noch die Abschaffung der Armee. Sie folgten damit einem flammenden Appell des 24-jährigen Cédric Wermuth. Die Parteileitung hatte eigentlich lediglich einen Ab- und Umbau der Armee vorgeschlagen. Doch Wermuths Jugendgruppe erinnerte an den Generalstreik von 1918: Die Forderung nach Abschaffung der Schweizer Armee sei man den damaligen Genossen schuldig. In Wahrheit war das erste von vier Todesopfern des Generalstreiks ein Wehrmann, der von einem linken Demonstranten erschossen wurde.

GSoA statt Militärdienst

Mit 253 zu 199 stimmten die SP-Delegierten dem aktuellen, wohl noch für viele Jahre gültigen Parteiprogramm zu: «Die SP setzt sich für die Abschaffung der Armee ein. Bis dieses Ziel erreicht ist, soll die Schweizer Armee massiv ab- und umgebaut werden. Solange eine Armee existiert, fordert die SP die Aufhebung der Wehrpflicht.» Die heutigen Armeeaussgaben, so das Programm weiter, sollten vollständig in die internationale Friedensförderung umgeleitet werden. Durch die Abschaffung der

Wermuth wünschte sich 2018 eine «friedliche, gerechte Gesellschaft», in der «Waffen keine Lösung» seien.

Armee setze die Schweiz «zudem ein globales Zeichen, das ihr eine glaubwürdige internationale Friedenspolitik erleichtert». Die Anzahl bewaffneter Konflikte und ihrer Opfer habe sich nämlich «in den letzten zwanzig Jahren dank immer zahlreicherer Uno-Blauhelmissionen stark vermindert».



«Sterile Friedensdebatten»: Präsident Wermuth.

Nachdem die SP zu den beiden Armeeabschaffungsinitiativen von 1989 und 2001 noch eine Stimmfreigabe beschlossen hatte, war sie 2010 unter jungsozialistischem Druck ins Lager der Abschaffer eingeschwenkt. Der Held der Stunde bei diesem sozialdemokratischen Husarenritt hiess Cédric Wermuth. Die Juso, so prahlte die Jungpartei über sich selber, gehe «als Siegerin auf der ganzen Linie aus dem SP-Tag hervor». Er habe «Grund zur Freude», zitierte sich Wermuth gleich selber, dass die SP wieder bereit sei, «für ihre Grundwerte zu kämpfen». Der Aargauer war und ist Mitglied der Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) und hat selber nie Militärdienst geleistet. Wozu er meint: «Wir haben uns relativ schnell ge-

einigt, dass es eine Win-win-Situation für mich und die Armee ist, wenn ich nicht gehe.»

Wermuth bekannte sich noch 2018 als «vehementen Armeegegner» und wünschte sich im Schweizer Fernsehen eine «friedliche, gerechte Gesellschaft», in der «Waffen keine Lösung» seien: «Ich finde, wir geben zu viel Geld aus für die bewaffneten Streitkräfte.» Tatsächlich hatten es der Jungpolitiker und seine militanten Anhänger geschafft, dass viele SP-Wähler vor ihrer eigenen Partei Angst bekamen. Besonders brüskiert fühlten sich beispielsweise die Genossen der SP Thun, wo die Rüstungsindustrie traditionell stark ist. Für innere Unruhe sorgte zudem, dass die Juso-Truppe auch mit ihrer marxistischen Kapitalismuskritik und ihrem

«demokratischen Sozialismus» durchdrang. So existiert das Wort «Mittelstand» im SP-Partei-programm nicht. Dabei gehört der gehobene Mittelstand von gutverdienenden Akademikern, Staatsangestellten, Lehrern und Sozial-industriellen längst zur Kernwählerschaft der SP. Statt wie Cédric Wermuth Hausbesitzer sind viele Sozialdemokraten längst Hausbesitzer.

Doch mit zunehmendem Alter wandelte sich Wermuth vom ungeduldrigen, aufpeitschenden Aktivist zum erklärten Freund der Staats-gewalt – und dies innert weniger Jahre. Bereits 2017 überraschte der SP-Nationalrat in der *Aargauer Zeitung* Freund und Feind mit der An-kündigung, er unterstütze die Anschaffung eines Panzerfahrzeugs für die Aargauer Kantonspolizei. Er habe «vollstes Vertrauen» in die Polizeiführung und ins Departement sei-nes Parteifreundes Urs Hofmann, «dass diese Be-schaffung sorgfältig abgeklärt wurde». Auch die Tatsache, dass die Polizei keine Details bekannt-gab, fand Wermuths vollstes Verständnis, «wenn es sich um ein Fahrzeug handelt, das später bei Situationen mit physischer Konfrontation zum Einsatz kommen dürfte». Noch selten hat ein ehemaliger Häuserbesitzer so öffentlichkeits-wirksam die Fronten gewechselt.

Warten auf Boden-Luft-Verteidigung

Seit Ausbruch des Ukraine-Kriegs erlebt die staunende Schweiz erst recht einen ganz neuen Cédric Wermuth. Hatte er ehemals noch dem roten Diktator Hugo Chávez in Venezuela mit Ergebnissadressen gehuldigt, schießt er jetzt aus allen Rohren auf den autokratischen russischen Staatspräsidenten. Wermuth ver-gleicht die ukrainischen Kämpfer mit jenen, die in den dreissiger Jahren in Spanien für «Repu-blik» und «Demokratie» verblutet seien. Frei-lich ohne den Terror der spanischen Stalinisten und von deren sowjetischen Unterstützern zu erwählen.

Der SP-Präsident hat kurz vor dem Einfall der Russen mit dem vereinigten Mitte-links-Lager einem verschärften Kriegsmaterialgesetz zugestimmt, das den Export von Waffen und Rüstungsgütern massiv erschwerte. Kurz nach Kriegsausbruch erklärte Wermuth im Schwei-zer Radio zum Thema Waffenlieferungen noch: «Es ist richtig, dass die Schweiz es nicht tut, sie kann es neutralitätsrechtlich nicht.» Aber wenn andere Länder jetzt die Ukraine bewaffneten, «dann haben sie meine Unterstützung». Wei-ter kritisierte Armeeabschaffer Wermuth das mangelnde Tempo der Armeeaufrüster: «Wir warten zum Beispiel seit Jahren auf eine Aus-rüstung der Schweizer Armee mit einer Boden-Luft-Verteidigung.»

Gleichzeitig bekämpft er mit allen Fasern die Beschaffung von modernen Kampffjets F-35. Der Ungereimtheiten sind noch mehr, wenn Cédric Wermuth ausführt: «Ja, wir tragen eine sinnvolle Um- und Weiterentwicklung der

Schweizer Armee in den Bereichen, in denen sie Aufgaben erfüllen muss, mit.» Von der Ab-schaffung zur «Um- und Weiterentwicklung»: Die SP hat unter Wermuth tatsächlich eine be-merkenswerte Kehrtwende vollzogen.

In einem Interview mit der *NZZ* gab der Parteichef unumwunden zu, wie viele seiner Gesinnungsgenossen «einen weiten Weg» hinter sich zu haben. Mittlerweile spottet er gar über «sterile Friedensdebatten». Auch aus linker Sicht sei militärische Gewalt legi-tim, wobei es um mehr gehe als nur ums Recht auf Selbstverteidigung: «Im Fall der Ukraine müssen Europa und die Schweiz die-ses Selbstverteidigungsrecht unterstützen, nicht nur moralisch oder humanitär, sondern

*Mittlerweile findet er es richtig,
«Demokratie und Freiheit notfalls
auch mit der Waffe zu verteidigen».*

auch militärisch.» Russland sei eine proto-faschistische Macht, die auch unsere «demo-kratischen Grundwerte» bedrohe. Die militä-rische Unterstützung – präzisiert er gegenüber der *Weltwoche* – betreffe den «Re-Export von Schweizer Kriegsmaterial durch europäische Länder an die Ukraine». Dabei hat die linke *Wochenzeitung* noch Ende 2019 im Fall des «Ko-mikers Wolodimir Selenski» von einer «Amts-zeit der Lügen» gesprochen. Gerade er habe demokratische Grundrechte wie das Arbeits-recht sowie das Gesundheits- und Bildungs-wesen «demontiert».

Doch nun setzt sich die SP gemäss Cédric Wermuth «in einem sehr überschaubaren Rah-men für die Freigabe von Schweizer Rüstungs-material ein». Ihr Vorstoss, eine indirekte Waffenhilfe für angegriffene Länder zu er-möglichen, scheiterte im Parlament. Die Par-tei schlug als Voraussetzung vor, dass die Uno-Generalversammlung mit einer Mehrheit von zwei Dritteln einen Bruch des Völkerrechts fest-stelle. Wermuth kritisierte letzte Woche in der *NZZ* öffentlich, dass sich der Bundesrat gegen die Wiederausfuhr von Munition stelle – es geht dabei vor allem um Munition für den deutschen Flugabwehrkanonenpanzer Gepard. Er sei zwar gegen eine direkte Lieferung von Kampfpanzern Leopard-1 und -2. Doch das «Auffüllen der Be-stände» sei «ein reguläres Geschäft, da spricht meines Erachtens nichts dagegen».

Mittlerweile findet es Cédric Wermuth rich-tig, «Demokratie und Freiheit notfalls auch mit der Waffe zu verteidigen». Nur müsste sich der frühere Rundumpazifist noch darüber klar werden, dass dazu zwingend eine Armee nötig ist. Denn Bürgerinnen und Bürger, die als Zivi-le ohne militärische Einteilung aus ihren Häu-sern auf fremde Soldaten schießen, das mag zwar eine heldenhaft-romantische Vorstellung sein. In der Wirklichkeit wäre eine solche Gue-

rilla-Taktik kaum erfolgreich. Und obendrein erst noch verboten, nämlich durch das huma-nitäre Kriegsvölkerrecht, auf das gerade Cédric Wermuth unerbittlich pocht.

«Leuthard hat Blut an den Händen»

Wenn der SP-Chef heute die militärische Unter-stützung der Ukraine durch die Schweiz und die Lieferung von Schweizer Rüstungsgütern fordert, hat er sich wahrlich vom Paulus zum Saulus gewandelt. Zu nationaler Bekanntheit gebracht hatte er es nämlich 2009 ausgerechnet mit einer Provokation zugunsten der Initiative für ein Verbot von Kriegsmaterialexporten. Ju-so-Präsident Wermuth bewarb damals ein Pla-kat, welches zeigen sollte, «dass Bundesrätin Leuthard Blut an den Händen hat, und zwar wortwörtlich». Wer sich ob dieser Darstellung schockiert zeige, sei scheinheilig: «Denn täg-lich sterben Menschen durch Schweizer Waf-fen, diese weitaus schockierenden Bilder krie-gen wir hingegen kaum zu sehen.»

Wermuth selber liess sich als Initiant der blu-tigen Plakataktion so zitieren: «Offensichtlich stellt Bundesrätin Leuthard die Interessen der Schweizer Waffenindustrie über Tausende von Menschenleben.» Heute meint er: «Damals ging es ja genau darum, dass wir als Jusos eine Politik kritisiert haben, die Waffen einfach überallhin exportieren wollte.»

Mittlerweile scheint der Parteipräsident und Nationalrat keinerlei Bedenken zu haben, sol-che Vorwürfe könnten auf ihn zurückfallen. Der Mann hat wirklich Nerven wie Stahlseile. Vielleicht wäre es für die Armee doch eine Win-situation geworden, wenn sie Cédric Wermuth diensttauglich erklärt hätte.

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00-18.00 / Sa 10.00-16.00 Uhr

Mein lieber Peter Bodenmann

Der frühere SP-Präsident greift mich in seiner *Weltwoche*-Kolumne gerne persönlich an. Seine Kritik an meinem Engagement in der Schweizer Europapolitik ist falsch.

Alfred Gantner

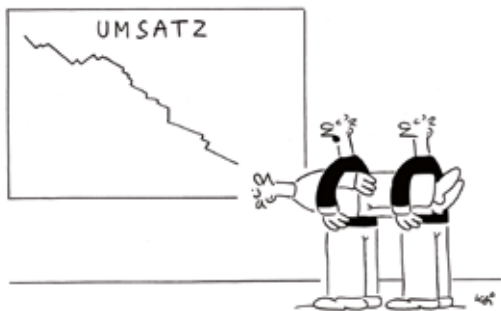
Mein lieber Herr Bodenmann

Sie scheinen eine erstaunliche Fokussierung auf meine Person zu haben und diese Paranoia gerne in der *Weltwoche* auszuleben. Weil Sie mich so sehr vermissen und immer wieder nach mir rufen, melde ich mich hier in Ihrem Lieblingsblatt.

Ihre Bemühungen, mich über mein Vermögen zu diskreditieren, zielen ins Leere. Ich für meinen Teil definiere mich nicht über Geld, und die politische Mitsprache steht Gott sei Dank jedem Schweizer Bürger zu, unabhängig von seiner Steuererklärung. Seien Sie versichert, dass ich mich nicht meines selbstverdienten Vermögens schäme. Ihre in die Jahre gekommene, klassenkämpferische Rhetorik als ehemaliger SP-Präsident scheint mir ein Ausdruck Ihrer mangelnden argumentativen Tiefe beim Thema Schweiz/EU zu sein.

Auf ein noch tieferes Niveau sinken Sie jeweils, wenn Sie schon fast gebetsmühlenartig meine Religionszugehörigkeit erwähnen, obwohl diese nun zweifellos nichts mit dem Rahmenvertrag zu tun hat. Offensichtlich ist mein christlicher Glaube aus Ihrer Sicht ein weiteres Argument, meinen politischen Ansichten zu misstrauen.

Tatsächlich unterscheiden wir uns in Frequenz und inhaltlicher Tiefe unserer Wortmeldungen in der Öffentlichkeit. Sie scheinen sich in wenigen Themen in einer Endlosschleife zu drehen, wie beispielsweise beim Thema Nationalbank und Schweizer Franken, bei den Lebensmittelkosten oder bifazialen Gebirgsolaranlagen.



„Es ist doch alles eine Frage der Perspektive...“

Dabei ist doch deutlich zu erkennen, was auf den Geldbeutel des Hoteliers drückt. Aber jetzt winkt ja der ganz grosse Profit im Nebengeschäft für die Familie Bodenmann mit Ihrem geschäftlichen Engagement am neuen Solarprojekt in Grengiols. Sie haben es ja förmlich herbeigeschrieben und herbeilobbyiert.

Die Allianz Kompass/Europa hat versprochen, sich mit drei Themenschwerpunkten zu befassen und Lösungsansätze zu entwickeln. Ganz im Gegensatz zum Konzept des Hobby-Solarexperten Bodenmann (Ihre Argumente

Aber jetzt winkt ja der ganz grosse Profit mit dem Engagement am Solarprojekt in Grengiols.

für bifazialen Solarstrom sind für einmal gar nicht so schlecht) wurde unser Energiepapier von Spezialisten entwickelt, welche in den vergangenen zehn Jahren erneuerbaren Strom für 5,2 Millionen Haushalte entwickelt haben. Das Papier wurde auch von Seiten des Uvek mit Interesse gelesen, und der Entscheid seitens Ihrer Parteikollegin, alt Bundesrätin Sommaruga, ergänzende Gaskraftwerke zu prüfen, dürfte auch von dieser, in Ihren Worten «lächerlichen» Studie beeinflusst gewesen sein.

Weiter haben wir ein praxisbezogenes Positionspapier zum Thema MRA (Mutual Recognition Agreement – gegenseitige Anerkennung von Produktstandards) publiziert, und, wie von uns erwartet, die Industrie setzt diese pragmatischen Lösungen erfolgreich um. Die Medizinal- und die Maschinenindustrie arbeiten weiterhin hervorragend, und die Mehrzahl der Schweizer Unternehmer ist nicht bereit, wichtige Standortvorteile wegen lösbarer administrativer Hürden aufzugeben. Im Bereich der Bildung und der Forschung haben wir neben Regierungsvertretern aus Europa auch solche aus dem angelsächsischen Raum zu Sondierungsgesprächen getroffen. Es besteht ein nachhaltiges Interesse an einer Zusammenarbeit in der Forschung und in der Bildung weit über das europäische Mittelmass hinaus. Leider fehlt

jedes Interesse oder wohl auch der Mut im politischen Bern, diese Kontakte aufzunehmen und ernsthaft nach globalen Alternativen zu Horizon und Erasmus zu suchen. Bern zeigt offensichtlich kein Interesse, mit unseren Universitäten und Hochschulen von Weltklasse in der Champions League mitzuspielen.

Herr Bodenmann, Sie mögen Ihr Hotel ganz ordentlich führen, aber von wirtschaftlichen Zusammenhängen verstehen Sie nur wenig, und umso plakativer sind Ihre Schlagzeilen. Die Abwägung von volkswirtschaftlichem Nutzen und Kosten für die grosse Mehrheit der Bevölkerung in der Schweiz hat sich Ihnen noch nicht erschlossen, wie unschwer zu erkennen ist an Ihrem sorglosen Plädoyer für freien Personenverkehr und eine Sechzehn-Millionen-Schweiz.

Vielleicht wären gelegentliche Ausflüge in die städtischen Agglomerationen zu empfehlen, damit Sie die wachsende Belastung der Infrastruktur spüren. Leider löst der freie Personenverkehr mit der EU den Fachkräftemangel in keiner Art und Weise. Eine gezielte Rekrutierungs- und Zuwanderungsstrategie wie in Australien oder Kanada wäre zielführender und würde das Sozialsystem entlasten und nicht im Rahmen des Binnenmarkts überfordern.

Ich empfehle Ihnen, Peter Bodenmann, regelmässig www.kompass.europa.ch zu konsultieren, damit Sie das Know-how und die Sicht von über tausend Unternehmern in der Schweiz zum Thema europäische Beziehungen besser verstehen. Weniger häufige Schlagzeilen, dafür Wortmeldungen mit etwas Tiefe wären in Ihrem Fall mehr. Von uns hören Sie bestimmt wieder, wenn es in der Europa-Frage weiterhin in die falsche Richtung geht. Bis dahin hoffe ich, dass Ihre Passion für bifaziale Solaranlagen nicht nur Ihren Geldbeutel erleuchten möge.

Es grüsst Sie herzlich, Alfred Gantner

(Treue Wegbegleiter wie Sie dürfen mich auch Fredy nennen.)

Alfred Gantner ist Unternehmer und Mitgründer der Allianz Kompass/Europa

Amerika, Putin und das Haager Tribunal

Der Haftbefehl gegen Russlands Präsidenten zeigt die Wirkungslosigkeit dieses Gerichts. Die Grossmächte akzeptieren es nicht, in den USA ist jede Mithilfe strafbar.

Wolfgang Koydl

Die Welt ist klein geworden für den russischen Präsidenten Wladimir Putin, seit der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag einen Haftbefehl gegen ihn ausgestellt hat. Jeder Mitgliedstaat des Tribunals muss den Kremlchef nun festnehmen, falls dieser sich auf seinem Territorium befindet. Wie ein beflissener deutscher Streber hat Marco Buschmann, Justizminister in Berlin, als einer der Ersten schon mit den Handschellen gewunken.

Moralische Selbstbefriedigung

Da kann Putin von Glück reden, dass es noch die USA gibt. Ob Alaska, Alabama oder Arizona – in den Vereinigten Staaten ist er sicher vor dem langen Arm der Ankläger. Denn Washington erkennt den Gerichtshof nicht an, der sich zur Aufgabe gemacht hat, die vier schwersten Menschheitsverbrechen zu verfolgen und zu ahnden: Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Verbrechen der Aggression und Kriegsverbrechen. So stellt man sicher, dass kein US-Bürger vor den Schranken des Gerichts steht.

Das allein zeigt die ganze Impotenz dieses Tribunals. Es dient vor allem, wie so vieles in der heutigen Zeit, der moralischen Selbstbefriedigung der Europäer: Hier urteilt Richter Harmlos. Seitdem das Gericht vor zwanzig

Angriffskriege führen auch andere, nicht zuletzt die USA, Saudi-Arabien und der Iran.

Jahren seine Tätigkeit aufnahm, hat es lediglich eine Handvoll Fälle verhandelt, dafür aber Milliardensummen ausgegeben. Da die meisten Angeklagten aus afrikanischen Staaten stammten, mussten sich die Richter zudem dem Vorwurf des Rassismus aussetzen lassen. Auch die Zusammensetzung des Richterkollegiums ist mitunter fragwürdig. So verdiente sich der derzeitige Vizepräsident seine ersten juristischen Sporen als Militärstaatsanwalt im Zaire des Diktators Mobutu.

Befürworter des Gerichts heben gerne hervor, dass stattliche 123 Staaten das Statut des Gerichtshofes ratifiziert oder unterzeichnet haben. Das freilich lässt 70 Nationen übrig, die nicht kooperieren. Auch damit könnte man vielleicht leben, doch unter den Verweigerern befinden sich politische Schwergewichte: Neben den USA sind dies unter anderem Russland, China, Israel, Saudi-Arabien, Indien, der Iran oder Pakistan. Mit anderen Worten: Staaten, die – anders als etwa die Schweiz oder die Seychellen – die Fähigkeit oder die Absicht haben könnten oder unter Beweis gestellt haben, entsprechende Vergehen zu begehen.

Staaten kann das Internationale Strafgericht freilich nicht anklagen, sondern nur Personen. Es anerkennt zudem den Vorrang des nationalen Rechts und wird daher nur aktiv, wenn ein Verdächtiger in seinem eigenen Staat nicht angeklagt wird.

Dann aber kann es aus eigenem Antrieb tätig werden – wie jetzt im Fall von Putin. Merkwürdig finden Beobachter allerdings, was man dem russischen Präsidenten vorwirft: nicht etwa einen Angriffskrieg, sondern die Deportation von ukrainischen Kindern, die wesentlich schwerer zu beweisen ist.

Aber Angriffskriege führen auch andere, nicht zuletzt die USA im Irak, auf dem Balkan und in Afghanistan oder Saudi-Arabien und der Iran im Jemen. Tatsächlich fällt der Tatbestand der Aggression erst seit 2018 in den Zuständigkeitsbereich des Gerichts. Obwohl kein Signatarstaat, versuchten die Vereinigten Staaten mit allen Mitteln zu verhindern, dass der Ankläger in Den Haag auf eigene Faust feststellen und ermitteln kann, wann er einen Angriffskrieg zu erkennen meint. Diese Definition wollte man sich augenscheinlich selber vorbehalten.

Auch im gegenwärtigen Fall hat es den Anschein, als ob die USA vermeiden wollten, dass Parallelen gezogen werden zwischen Russlands Angriffskrieg und amerikanischen Angriffskriegen. Für Erstaunen sorgte in diesem Zusammenhang, dass das Pentagon intervenierte, als das Weisse Haus dem Gericht Beweise über



Winken mit Handschellen: Putin.

russische Kriegsverbrechen übergeben wollte. Die Militärs erinnerten den Präsidenten daran, dass er sich damit nach US-Recht strafbar gemacht hätte.

Emoji aus Moskau

Denn die 2002 auf Drängen des Pentagons verabschiedete American Service-Members' Protection Act verbietet US-Behörden jede Zusammenarbeit mit dem Gericht. Das Gesetz ist eine einzige Kampfansage an die internationale Menschenrechtsjustiz. So ermächtigt es den Präsidenten, in Den Haag inhaftierte US-Bürger notfalls mit Gewalt zu befreien. Und 2019 verhängte Donald Trump Einreiseverbote und Finanzsanktionen gegen Staatsanwälte und Richter. Ihr Vergehen: Sie hatten sich erdreistet, Ermittlungen gegen US-Bürger aufzunehmen.

Russland sieht der Anklage übrigens gelassen entgegen. Ex-Präsident Dmitri Medwedew kommentierte den Haftbefehl lapidar mit dem Emoji einer WC-Papierrolle.

Sie preist Ehe und Familie

Mary Harrington zählt zu den wichtigsten Feministinnen der Gegenwart. In der Schwesternschaft löst die Britin allerdings Schnappatmung aus.

Sylvie-Sophie Schindler

Und dann kam Sapphire. Eine Labrador-Hündin. Das war vor einem Jahr. Sie lebt nun im Haushalt von Mary Harrington. Dort lebt auch die Tochter. Und der Ehemann. Klingt traditionell, ist es auch. Nichts daran ist falsch, im Gegenteil. Und doch, heutzutage kann sich nicht mal mehr eine deutsche Discounter-Kette erlauben, mit dem klassischen Familienmodell zu werben. Das beliebte Aldi-Maskottchen Kai Karotte, seine Frau Karla und die drei Möhrenkinder bekamen an Weihnachten 2021 enormen Gegenwind. Der Vorwurf: Eine hetero-normative Familie sei nicht mehr zeitgemäß. Anders gesagt: Aldi solle mehr LGBTQ wagen. Raus mit der Regenbogenfahne, lesbische Mütter, Transgender-Papas, nonbinäre Eltern – Hauptsache, progressiv.

Progressivität, ein moderner Mythos, der Millionen Anhänger hat. Aber auch seine berechtigten Kritiker, und sie werden immer mehr. Mary Harrington, Familienmensch und Hundenärrin, gehört dazu. Die britische Kulturkolumnistin, die vor allem auf der Meinungs-Website Unherd.com publiziert, schert sich ohnehin nicht um «the current thing»; politische Korrektheit ist nicht ihr Ding. Scheinbar mühelos, mit oft trockenem Humor durchsticht sie gleichermassen die Orthodoxien der politisch Linken wie die der Rechten.

Karriere ade?

Mitnichten mit der Position einer Alice Schwarzer oder mit ihrem einstigen Idol Judith Butler übereinstimmend, zählt auch sie längst zu den wichtigsten feministischen Stimmen der Gegenwart. Was in der Schwesternschaft allerdings Schnappatmung auslöst. Denn Harrington plädiert ausgerechnet für das, was Feministinnen längst hinter sich gelassen haben wollen, und bezeichnet sich als Vertreterin des sogenannten reaktionären Feminismus; ihr Buch «Feminism Against Progress» ist Anfang März in englischer Sprache erschienen.

«Ich lebte jahrelang in einer sexuell befreiten lesbischen Kommune, fand aber erst echten Frieden und Gleichheit, als ich einen Mann heiratete und eine hingebungsvolle Mut-

ter wurde», schreibt sie da. Ein Paukenschlag. Hört man Feministinnen doch sonst stolz die Karriere-Hymne singen. Kinder? Nur dann erlaubt, wenn man möglichst schnell einen Krippenplatz für sie findet. Harrington sieht darin einen Irrweg. Das war nicht immer so. Sie sagt heute Sätze, die sie damals, in ihren Zwanzigern, nie für möglich gehalten hätte. Zunächst ging es ihr darum, alles daran zu setzen, ein gegenkulturelles Ideal zu leben, «ein kohlenstoffarmes Leben, nichthierarchische soziale Formen und maximale sexuelle Freiheit».

Nach und nach dämmerte ihr, «dass die vermeintlich egalitäre und sexuell befreite lesbische Gemeinschaft, in der ich lebte, in Wirklichkeit hierarchisch und von Konkurrenz

«Ich lebte lange in einer lesbischen Kommune, fand aber erst Freiheit, als ich heiratete und Mutter wurde.»

durchsetzt war». Patriarchale Mechanismen wirkten also ausgerechnet da, wo sie sich aus ihnen hatte befreien wollen. Schliesslich sei sie zum Schluss gekommen, dass sexuelle Freiheit vor allem Entfremdung mit sich bringe und dass zu wenig Interdependenz das soziale Miteinander destabilisiere.

Ein Zurück in alte Abhängigkeitsstrukturen soll damit nicht beschworen werden. «Ich möchte nicht, dass man mir das Wahlrecht verbietet oder dass ich arbeite. Ich möchte auch nicht zu einem Verständnis der Ehe aus der Zeit vor den 1960er Jahren zurückkehren», stellt Harrington klar. Aber die Ehe aufgeben, nein, auf gar keinen Fall, schliesslich sei sie als «eine Art radikale Solidarität» ein notwendiger Gegenentwurf zu einer «Kultur absoluter Selbstbezogenheit». Die mit der Ehe einhergehenden Verpflichtungen mögen streckenweise als Zwang empfunden werden, aber anstatt das sofort panisch als Einschränkung der Freiheit zu deklarieren, verweist Harrington darauf, dass «bestimmte Zwänge, für die wir uns entscheiden, durchaus nützlich sind und uns helfen, gut zu leben».

Die Geburt der Tochter. Die weinende Neugeborene um halb vier Uhr morgens. Harrington spürt: Nun gehört sie nicht mehr sich selbst. Dieses Kind braucht sie. Erst dann begreift sie wirklich: Das ist der grundlegende Bruch mit ihrer bisherigen Denkweise. «Ihre Interessen waren wichtiger als meine einst so geschätzte Autonomie.» Harrington hadert damit nicht, begehrt nicht dagegen auf, im Gegenteil. «Ich genoss es, meiner Tochter anzugehören», erinnert sie sich.

Mehr Männerfreundschaften

Nein, nein, das bedeute nicht, dass alle Frauen heiraten und Kinder kriegen müssten. Sie besteht darauf, nicht als konservativ eingeordnet zu werden, auch wenn es erstaunt, dass sie sich überhaupt darum schert. Vermutlich will sie damit Heimchen-am-Herd-Diskussionen vorbeugen, die davon ablenken würden, worum es ihr ganz wesentlich geht: «Im heutigen unsicheren Klima ist eine stabilere Gesellschaft ein dringendes feministisches Anliegen.» Und der einfachste, am besten erprobte Weg hin zu grösserer sozialer Stabilität sei nun mal: die Ehe.

Harringtons Plädoyer für die Wiederherstellung traditioneller Beziehungen liegt also in unser aller Interesse. Vom modernen Feminismus, davon ist sie überzeugt, profitiere niemand mehr. Der mit ihm verbundene, dem industriellen Zeitalter anhängige Fortschritts-glaube richte sich gegen alle, mit Ausnahme einer kleinen Elite. Um die Interessen der Frauen im 21. Jahrhundert wirklich zu verteidigen, brauche es nun einen Feminismus, der dem bisherigen kritisch gegenüberstehe.

Die Männer übrigens sollen nicht vergessen werden. Harrington setzt sich – «auch wenn sich das schräg anhören mag für eine Feministin» – ausdrücklich für die Förderung von Männerfreundschaften ein: «Wenn wir eine Welt voller guter Männer wollen, müssen wir akzeptieren, dass gute Männer nicht von Frauen geformt werden, sondern von anderen Männern, und wir müssen bereit sein, dies ohne uns geschehen zu lassen.» Frauen müssten nur einen Schritt zurücktreten.



Frauen müssten nur einen Schritt zurücktreten: Kult-Kolumnistin Harrington mit Labrador-Hündin Sapphire.

Wer nicht vergleicht, hat schon vergessen

Deutschlands Erinnerungskultur ist zur leeren Hülle geworden.
Das Etikett «Antisemit» dient nur noch als Signalwort für Kontaktvermeidung.

Milosz Matuschek

Anfang Jahr bekam die Komponistin Inna Zhvanetskaya Post von einem deutschen Gericht. Man teilte ihr mit, dass sie in eine Psychiatrie eingewiesen und dort gegen Corona zwangsgeimpft werden solle. Frau Zhvanetskaya ist eine ukrainische Jüdin, Jahrgang 1937. Der Beschluss konnte zwar inzwischen gerichtlich aufgehoben werden, doch ein Schockmoment bleibt: Die Zwangsimpfung einer Jüdin in Deutschland weckt zu Recht böse Erinnerungen an die Vergangenheit.

Doch, Moment: Diese Erinnerung darf ja gar nicht geweckt werden. Sie ist verboten. Denn natürlich hat nichts mit nichts etwas zu tun, hier beispielsweise die Vergangenheit mit der Gegenwart. Und es geht noch weiter: Wenn heute die Holocaust-Überlebende Vera Sharav auf Demonstrationen und in Reden die Einhaltung des Nürnberger Kodex anmahnt, der medizinische Menschenversuche ohne Einwilligung verbietet, sowie Parallelen zieht zwischen Handlungen des NS-Regimes und den Exzessen der Corona-Politik, dann steht sie damit mit einem Bein im Gefängnis. Sie könnte wegen Volksverhetzung und Verharmlosung des Holocausts angeklagt werden. Perverse Pädagogik: Die Nachfolger der Täter belehren die Opfer über den Umgang mit dem eigenen Verfolgungsschicksal.

Wehe, ihr erinnert an die Anfänge

Die Erinnerungskultur Deutschlands, sie gleicht schon länger dem Experiment von Schrödingers Katze: Sie ist zugleich lebendig und tot. Lebendig ist sie beispielsweise am Holocaust-Gedenktag oder wenn an den Widerstand gegen Hitler gedacht wird. Tot ist sie, wenn es um Vergleiche des NS-Unrechts, wie experimentelle Impfungen gegen Fleckfieber im KZ Buchenwald, mit experimentellen mRNA-Impfungen heute geht. Die Erinnerung führt in Deutschland ein Doppelleben. In Bezug auf die Vergangenheit ist sie ein offizielles Postulat, das zur Staatsräson gehört. In Bezug auf die Gegenwart wird sie als Sprechtabu verwendet: Vergleiche sind verboten. Früher forderte man: Wehret den Anfängen! Heute droht man: Wehe, ihr erinnert an irgendwelche Anfänge!



Was würde Schrödingers Katze sagen?

Doch Erinnerung ohne Bezug zur Gegenwart wird sehr bald zu einem leeren Ritual, zu einem staatlichen Hochamt mit Floskelproduktion. Nicht der Vergleich gehört verboten, sondern die Tabuisierung des Vergleichs. Wer vergleicht, analysiert Muster, Mechanismen und Methoden, schält Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus. Der treffende Vergleich ist zugleich eine aktivierte Erinnerung. Vergleichen bedeutet Verstehen und infolgedessen Verhindern-Können. Wer Vergleiche mit einem Tabu belegt, kappt die Verbindung zum Verständnis und entkernt den Zweck der Erinnerung: die Wiederholung zu verhindern. Das ist dann keine Erinnerungspolitik mehr. Das ist Vergessenspolitik für die Gegenwart. So kann man den Mantel der Erinnerungspolitik politisch missbrauchen, um kritische Auseinandersetzung im Hier und Jetzt zu diskreditieren. Wenn Erinnerung an die Vergangenheit in Sprechtabu für die Gegenwart resultiert, pervertiert sie sich selbst. Auch hier gilt: Wer den Vergleich nicht zu scheuen braucht, lässt ihn zu.

Deutschland, so zeigt sich auch hier, neigt zu Extremen. Auf die Vertuschung der NS-Verbrechen und das Beschweigen der Vergangenheit in den fünfziger Jahren folgte erst in den achtziger Jahren eine offizielle Politik des Erinnerns an den Holocaust, mit der auch eine Form der Identitätsbildung und

eine moralische Standortbestimmung einherging. Der Begriff von Deutschland als der «verspäteten Nation» trifft auch hier zu. In den neunziger Jahren wurde die Erinnerung an die Vergangenheit zur Staatsräson, heute dient sie der Überkompensation. Die zwölf Jahre Hitlerei werden in eine Zeitkapsel verbannt und konserviert. Täglich besiegt man das NS-Regime nun durch salbungsvolle Distanzierungsrhetorik, der Widerstand gegen Hitler erreicht täglich neue Höchststände.

Ölung der Moralmaschine

Für dieses Heldentum im Rückspiegel braucht es natürlich auch immer mehr «Antisemiten», die man bekämpfen kann. Dazu eignen sich Regierungskritiker besonders gut, von Daniele Ganser über Sucharit Bhakdi bis zum Biologen Clemens Arvay, der sich kürzlich das Leben genommen hat, weil er die Diffamierung nicht mehr ertrug. Das Etikett «Antisemit» fungiert wie ein nicht hinterfragtes Signalwort für eine weitere Kontaktvermeidung. Mit diesem Wort wird der gesellschaftliche Aussatz verhängt. Doch wenn aus dieser Bezeichnung nur noch ein Bannstrahl gegen politische Unannehmlichkeit wird, verhöhnt man die Opfer des echten Antisemitismus erneut, indem man zeigt: Was euch das frühere Tätervolk angetan hat, nützt

uns heute zur Ölung einer Moralmaschine, die unseren Machtbetrieb am Laufen hält.

In Deutschland ist inzwischen eine Antisemitismus-Bezichtigungsindustrie entstanden, die von der Denunziation politischer Gegner lebt und der Regierung sowie regierungstreuen Medien zuarbeitet. Wie bei der Hexenverfolgung auch, genügt schon der geäusserte Verdacht, um ein öffentliches Urteil herbeizuführen. Die Figuren und Akteure sind immer die Gleichen und geben sich die Klinke in die Hand, von der Amadeu-Antonio-Stiftung über die mediennotorische Soziologin Pia Lamberty bis zum Antisemitismus-Beauftragten des Landes Baden-Württemberg, Michael Blume, den das Simon-Wiesenthal-Center inzwischen selbst als Antisemiten führt.

Unterdrückte Wahrheiten

Mit dem internationalen Ruf der hiesigen Beauftragten für betreutes Denken ist es anscheinend nicht weit her. Man kann in-

*Wer Macht und Geld hat,
kann auch heute noch ungestraft
an Menschen experimentieren.*

zwischen die Uhr danach stellen: Äussert sich jemand kritisch zur Corona-Politik, erwähnt vielleicht sogar noch Bill Gates oder mächtige Profiteure im Hintergrund oder aber ist kriegskritisch eingestellt, folgt postwendend das Etikett «Antisemit». Kann man sich einen grösseren Bären dienst für echte Antisemitismus-Bekämpfung vorstellen?

Oft verstecken sich hinter Gesellschaftstabus unterdrückte Wahrheiten. Welche werden es in Sachen Corona sein? Vielleicht die, dass das Denken in Mustern von Menschenversuch, Bevölkerungskontrolle und Eugenik nie untergegangen ist, sondern nur den Mantel gewechselt hat? Dass der medizinisch-industrielle Komplex heute ebenso wie damals bestimmen kann, das Individuum für seine Zwecke zu missbrauchen? Wer Macht und Geld hat, kann auch heute noch ungestraft an Menschen experimentieren. Was also haben wir wann genau aus der Geschichte gelernt und verhindert?

Die Gedenkstätte des KZ Buchenwald verhängte übrigens während der Corona-Zeit auch die 2-G-Regel. Wer sich über die Fleckfieber-Impfstoff-Versuche an Menschen unter den Nazis informieren wollte, musste dafür eine experimentelle Impfung oder eine Genesung nachweisen. Aus der Geschichte lernen durfte hier nur, wer zuvor nachgewiesen hatte, alles bereits vergessen zu haben. Soll das die Erinnerungskultur der Zukunft sein?

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

Philipp Müllers Wiederkehr

Der Ex-FDP-Präsident ist Wahlkampfleiter des Aargauer Talents Adrian Schoop. Dessen markige Sprüche in der Ausländerpolitik erinnern an den früheren «18-Prozent-Müller».

Marcel Odermatt

Die Nationalratswahlen vom 22. Oktober scheinen noch in weiter Ferne. Aber die Politiker stecken schon voll im Wahlkampf. So auch der 37-jährige Unternehmer Adrian Schoop, der als Gemeindeammann (Gemeindepräsident) von Turgi und als Grossrat des Kantons Aargau amtiert und nun für die Aargauer FDP in den Nationalrat will.

Als Wahlkampfleiter hat er Philipp Müller aus der politischen Versenkung geholt. Der ehemalige FDP-Präsident und Aargauer Ständerat war nach seinem Rücktritt vor vier Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit zu vernehmen.

Was ist der Grund für sein überraschendes Comeback? Müller sagt: «Adrian Schoop hat einen enormen Leistungsausweis als Grossrat und Gemeindeammann. Er erfasst schnell, was falsch läuft, recherchiert dazu, überlegt sich eine Lösung und zieht das durch.»

«Da wird mir übel»

Schoop selber ist bereit, einiges lockerzumachen, um den Sprung nach Bern zu schaffen: «Bis jetzt habe ich rund 70 000 Franken gesammelt. Da werde ich wohl aber auch aus dem eigenen Sack drauflegen müssen, um das Ziel von 120 000 Franken zu erreichen.»

Seine Ambitionen sorgen im Aargau für viel Aufregung. Die FDP verfügt dort über zwei Nationalräte – Maja Riniker und Matthias Jauslin. Erobort Schoop ein zusätzliches Mandat, oder muss einer der Bisherigen über die Klinge springen?

Die Debatte über die Wiederausfuhr von Kriegsmaterial in die Ukraine verdeutlichte die Nervosität. Riniker unterstützte das letztlich gescheiterte Anliegen enthusiastisch, während Jauslin als einer von wenigen Freisinnigen dagegen war. Federführend beim Geschäft: Ständerat Thierry Burkart, der FDP-Präsident aus dem Aargau.

Herausforderer Schoop sieht vor allem in der Migrations- und Asylpolitik Handlungsbedarf. Auf die Frage, ob die Schweiz die Zuwanderung wieder selber steuern solle, sagt er: «Ja, ganz klar, und viel restriktiver als bisher. Fachkräfte, die unter dem Strich

Wertschöpfung generieren, sollten immer Zugang zur Schweiz haben.»

Bei der Migration über die Asylschiene müsse hingegen viel genauer hingeschaut werden. «Da reisen teilweise unzählige Verwandte auf Kosten des Staates in die Schweiz. Dafür haben wir weder Platz noch Geld.»

Die derzeitige Flüchtlingspolitik beurteilt er deutlich kritischer als die Mehrheit seiner Partei. «Wenn ich die schönfärberischen Äusserungen aus Bundesbern zum Thema Asyl höre, wird mir übel. Was uns der Bund einbrockt, müssen die Kantone und vor allem die Gemeinden ausbaden.»



«Weder Platz noch Geld»: Müller, Schoop (l.).

Mit solch markigen Aussagen erinnert er durchaus an den jungen Philipp Müller. Der forderte einst, den Ausländeranteil in der Schweiz bei einer Höchstgrenze von 18 Prozent festzusetzen. So weit geht Schoop nicht.

Dritter Anlauf

Trotz Klartext und viel Geld, ein Spaziergang wird Schoops Kandidatur nicht. Bereits 2015 und 2019 trat er erfolglos an. «Politik braucht Durchhaltevermögen», sagt Schoop über seinen dritten Anlauf.

Bleibt die Frage, ob Philipp Müller weiteren FDP-Nachwuchs unter seine Fittiche nimmt. Er winkt ab: «Nein, ich bin Vollzeitunternehmer, und mein Engagement für Adrian Schoop lässt keine anderen politischen Aktivitäten zu.»

Russlands Antimodernist ist uns näher als gedacht

Dieselben Leute, die im Yoga innere Ruhe finden, sprechen nun von der «Nato-Ostflanke». Sie denken schon wie Putin, ohne es zu merken.

Linus Reichlin



Sind nur ihre geistigen Schubladen leer?
Kirchners «Nächtliche Strassenszene».

Es ist eine Verschwörung im Gang, mitten unter uns, in den westlichen Gesellschaften. Im Grunde ist es sogar die perfekte aller Verschwörungen: nämlich eine, die den Verschwörern selbst gar nicht bewusst ist. Das macht sie andererseits aber auch besonders gefährlich. Kern dieser Verschwörung ist das, was der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz die «Zeitenwende» genannt hat. Mit diesem seither vielzitierten Wort meinte er ein fundamentales Umdenken von Leuten, die früher gegen die Kriege der USA demonstriert und Jäger zu Mördern erklärt hatten. Scholz meinte seine Wähler und das gesamte grün-alternative Spektrum, dessen Weltanschauungen in Deutschland und teilweise auch in der Schweiz zur Staatsräson geworden sind. Zu dieser Weltanschauung gehört eine Verachtung für alles Militärische im Allgemeinen und für Waffen im Speziellen – gehörte, muss man sagen.

Denn vor einem Jahr überfiel Wladimir Putin die Ukraine, und zwar unter anderem deshalb, weil er ein Antimodernist ist. Ein altmodischer Mensch, der in territorialen Kategorien denkt,

da sein Heimatbegriff ein prädigitaler ist. Der Mann ist noch ganz der Scholle verbunden und lässt konsequenterweise über diese Scholle Panzerrollen nach Strategien, die ebenfalls aus der Vergangenheit stammen. Und dieser altertümlich gesinnte Mensch fuhr nun in die friedliche Welt der toleranten, kosmopolitischen deutschen und Schweizer Linksgrünen wie der Wolf in die Schafherde.

Rückfall in die Vergangenheit

Erschreckt rieben sich die Baerbocks, Sommerguts und Spiegel-Redaktoren die Augen: Wie hatten sie nur so blind sein können, all die Jahre nicht zu erkennen, dass die Welt nicht zur Gänze so moralisch hochentwickelt war wie sie selbst? Doch was sollten sie jetzt tun? Sie hatten doch jahrzehntlang keinen einzigen Gedanken an etwas so Obsoletes wie «Landesverteidigung» verschwendet – und wenn doch, hatten ihre diesbezüglichen Gedanken sich um die Abschaffung jeglicher Landesverteidigung gedreht. Und jetzt, da Putin das linksgrüne Bürgertum aus dem Schlaf der Gerechten riss, mussten sich diese humanistisch gebildeten, teilweise sogar noch Bücher lesenden Menschen sich der Frage stellen, was genau eigentlich Artillerie ist.

Das Entscheidende ist nun, dass diese Leute in geradezu erschreckender Weise sofort, ohne jedes Zögern, in das altertümliche Denken Putins zurückfielen. Das ist die Zeitenwende: ein Zurückfallen in die Vergangenheit. Dieselben Leute, die im Yoga innere Ruhe finden und sich komplizierte Arthouse-Filme anschauen, sprechen nun von der «Nato-Ostflanke» und davon, dass «Wehrhaftigkeit das zentrale Thema der nächsten Generation» sei. Sie befürworten weitere Panzerlieferungen an die Ukraine und wissen inzwischen auch, was die Funktion des Rohrs bei einem Panzer ist. Mit anderen Worten: Sie reden und denken wie Putin. Und da die Medien die Hausmacht dieses zeitgenössischen Bürgertums sind, regt sich wenig bis gar keine Kritik an dem Putinismus, der die westeuropäischen Linksgrünen erfasst hat.

Die eingangs erwähnte Verschwörung besteht also darin, dass die intellektuellen Eli-

ten Westeuropas bis auf wenige Ausnahmen mit Putin geistig gemeinsame Sache machen: Auch den Sozialdemokraten und Grünen fällt nichts anderes ein, als junge Männer in einem anachronistischen Krieg zu Tausenden zu opfern. Dass Putin nichts anderes einfällt, hätte man schon lange wissen können: Er hat sich ja nicht verstellt.

Nun ist die Frage: Hat sich das linksgrüne Bürgertum die ganzen Jahre lang verstellt, oder sind nur ihre geistigen Schubladen leer, wenn es um kriegerische Bedrohungen geht, und greifen sie deswegen auf altertümliche Gegenmittel zurück? Man muss befürchten, dass beides stimmt. Warum sollten ausgerechnet Sozialdemokraten (selbst der Nato-Generalsekretär ist einer, nicht zu reden vom Präsidenten der USA) wissen, wie man adäquat auf einen Ultratraditionalisten wie Putin reagiert? Militärisches war noch nie die Kernkompetenz dieser Leute, die auf anderen Gebieten Hervorragendes geleistet haben. Eine gewisse Überforderung mag hier im Spiel sein.

Hang zur Spiritualität

Aber ist damit der in seiner Radikalität fast unheimliche Gesinnungswandel des linksgrünen Bürgertums schon erklärt? Man darf nicht vergessen, dass antimoderne Tendenzen in dieser Gesellschaftsgruppe durchaus verbreitet sind. Der plötzliche Wille zur «Stärkung der Nato-Ostflanke» und zur «Schwächung Russlands», dieses territoriale Denken, in dem «jeder Zentimeter Bachmuts» mit Blut erkaufte wird, könnte durchaus mit einer Modernitäts-Skepsis zusammenhängen, die in linksgrünen Kreisen schon immer vorhanden war. Natürliches Leben, natürliche Nahrung, Homöopathie statt Pharmakonzern, weniger Handy, mehr menschliche Begegnungen – und durchaus ein Hang zur Spiritualität.

Es mag weit hergeholt sein, das sei hier zugegeben. Aber es lohnt sich, diesen Gedanken durchzudenken: Vielleicht sind der Antimodernist Putin und die stärksten Befürworter von weiteren Waffenlieferungen an die Ukraine mental gar nicht so weit voneinander entfernt, wie Letztere glauben.

Empörung in der woken Klapsmühle

Hätte man gute Argumente, bräuchte es den totalitären Psychoterror nicht.



Wenn du deine Emotionen nicht kontrollieren kannst, musst du das Verhalten anderer Menschen kontrollieren. Deshalb dürfen die Empfindlichsten, Sensibelsten und Erregbarsten nicht den Standard für den Rest von uns setzen», kommentierte Monty-Python-Legende John Cleese einst die Beleidigungen gegenüber J. K. Rowling in der Diskussion um die vermeintlich transfeindlichen Aussagen der «Harry Potter»-Autorin im Juni 2020.

Heute lässt sich feststellen, dass dieser Punkt erreicht ist. Nicht unbedingt in privaten Gesprächen mit Freunden, aber sehr wohl, was den öffentlichen Diskurs anbelangt. Zumindest in Deutschland geben jene den Ton an, die ihre strengen Verhaltens- und Sprachregeln zur Handlungsmaxime erklärt haben. Wer sich der woken Moral nicht fügt, wird fertiggemacht. Das bekam in der letzten Woche auch Fitness-Influencerin und Social-Media-Superstar Pamela Reif zu spüren, als sie ein Statement zum viel diskutierten neuen Instagram-Gesichtsfilter «Bold Glamour» abgab.

Reif, mit über neun Millionen Followern allein auf Instagram eine der erfolgreichsten Influencerinnen Deutschlands, gefiel sich nämlich so gar nicht mit dem Filter, der eigentlich verspricht, jedes Gesicht in eine makellose Augenweide zu verwandeln. «Hey, das ist gemein», beklagt sich die 26-Jährige in ihrem Video-Statement dazu. «Nichts gegen Transen, aber wieso sehe ich damit aus wie eine Transe? Ich dachte, ich mache das jetzt drauf und werde voll schön.»

Danach bricht die Hölle über die junge blonde Frau herein, die eigentlich gar keinen Filter auf ihrem hübschen Gesicht nötig hat. Selbst-

ernannte Social-Justice-Warriors erklären, dass das Wort «Transe» eine Beleidigung darstelle. Darüber hinaus lasse sich anhand der Äusserung von Reif erkennen, dass sie sich mit dem Filter vor allem deshalb nicht schön finde, weil sie ihr eigener Anblick an den einer transsexuellen Person erinnere. Auch die rasche Löschung des Clips konnte den Shitstorm nicht mehr verhindern. Die Aufnahme wurde bereits zigfach von Usern abgespeichert, die sie wiederum hochgeladen

Kein Sich-in-den-Staub-Werfen wird jemals dazu führen, dass sie einem die Hand reichen.

und kommentiert haben. Es folgte eine Entschuldigung und das obligatorische öffentliche Zu-Kreuze-Kriechen vor dem virtuellen Mob.

Natürlich wüssten ihre echten Follower, dass sie «absolut gar nichts gegen Schwule, Transfrauen oder, oder, oder» habe. Doch das genügte nicht. Reif spreche lediglich davon, im Video falsch «gewirkt» zu haben, statt sich einzugestehen, dass ihre Äusserung unpassend gewesen sei. Darüber hinaus stehe es Reif nicht zu, als «Cis-Frau» darüber zu bestimmen, was Transsexuelle als Beleidigung empfinden.

Im woken Empörium existiert kein Vergeben und Vergessen. Auch deshalb ist es völliger Nonsens, sich immer und immer wieder bei den dauerempörten Gesinnungsterroristen zu entschuldigen. Der zweite Grund ist, dass sie schlichtweg im Unrecht sind und in einer ideologischen Klapsmühle leben, in der sie alle

anderen unter Androhung von sozialen Sanktionen ebenso unterbringen wollen. Kein noch so leidenschaftliches Sich-in-den-Staub-Werfen wird jemals dazu führen, dass sie einem die Hand reichen und einem ebenjenen Staub von den Schultern klopfen. Also kann man sich das Anbiedern und Rumgelüge auch sparen. Pamela Reif findet Männer, die sich als Frauen verkleiden, nicht schön und möchte deshalb auch nicht so aussehen. *So what?* Wem geht es als Frau nicht so? Natürlich kann man sie mittels der Macht des Mobs und des Zeitgeistes, der den Woken zuarbeitet, dazu zwingen, öffentlich das Gegenteil zu behaupten, aber am nackten Kaiser ändert das trotzdem nichts. Und das wissen sie, genau wie Pamela Reif und jeder andere.

Nein, es geht nicht darum, Menschen zu überzeugen. Hätte man gute Argumente zur Überzeugung, bräuchte es den totalitären Psychoterror nicht. Es geht um Macht und, wie Cleese es richtig sagte, um Kontrolle über diejenigen, die nicht dieselben Ansichten teilen. Darum, die eigenen Gefühle zur Richtschnur für alle zu erklären, um Kontrolle über etwaige Verletzungen zu erlangen. Aber es gibt keine Kontrolle über die Gefühle der anderen, und das hat mit Meinungspluralismus und Toleranz so viel zu tun wie in Nordkorea. Je öfter man sich entschuldigt, desto unnachgiebiger werden sie und desto kleiner der Korridor des Sagbaren.

Wer also wahrhaftige Vielfalt und Toleranz anstrebt, sollte das Gegenteil von dem tun, was diese Leute fordern, und einfach mal zum Gesagten stehen. Es gäbe eine Menge Menschen draussen, die das begrüssen würden.

Xis Meisterstück

Chinas Staatspräsident hat eine Annäherung der Erzfeinde Saudi-Arabien und Iran erreicht. Jetzt will er Russland und die Ukraine zur Waffenruhe bewegen. Die Gewichte der Geopolitik verschieben sich. Der frühere Mossad-Chef Efraim Halevy analysiert die Lage.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Als der ehemalige Mossad-Chef Efraim Halevy hörte, dass die beiden Erzfeinde Iran und Saudi-Arabien Botschafter austauschen wollen, kam ihm ein für Israels Politik frivoler Gedanke. Der Ex-Spion, der zu den schärfsten Beobachtern geostrategischer Entwicklungen gehört und Israel schon des Öfteren mit seinen schnörkellosen Analysen und provozierenden Erkenntnissen schockiert hat, stellte in einem vielbeachteten Gastbeitrag die Frage, ob nicht auch Israel versuchen sollte, die Fühler in Richtung Teheran auszustrecken. Das war eine klare Ansage an Premier Benjamin Netanjahu, der nichts von einem Dialog mit Teheran wissen will.

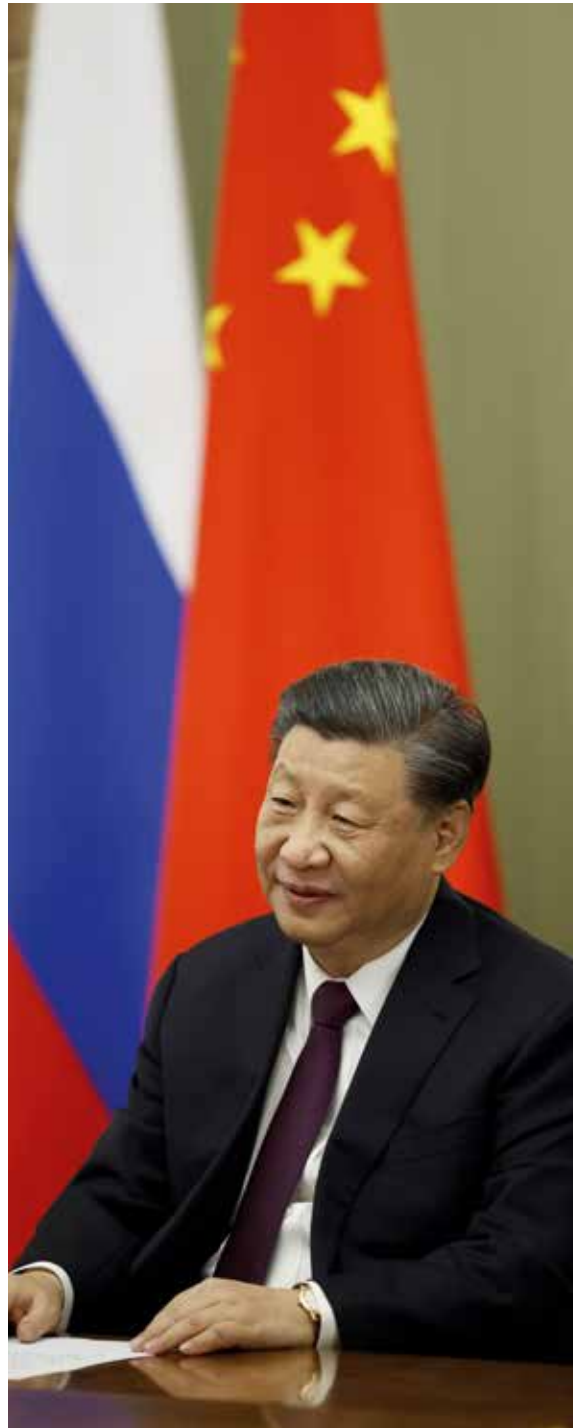
Problemlöser China

Halevy hat bereits vor sechs Jahren ein anderes Tabu gebrochen. Israel solle mit der radikalislamischen Terrorgruppe Hamas Verhandlungen aufnehmen, schrieb er in einem «Op-Ed» für die *Washington Post*, das in Israel für viel Wirbel sorgte. Es gebe

Während Russland Schwäche zeige, festige China seine Positionen weltweit.

keinen guten Grund, die Hamas zu meiden. Israel sei zu Recht stolz darauf, eine der stärksten Mächte im Nahen Osten zu sein, aber eine weitere Runde von Kämpfen werde dem Land nichts bringen. Und es folgte eine klare Aufforderung an die Regierung in Jerusalem: «Die Weichen müssen von denen gestellt werden, die die Oberhand haben.»

Dass der Iran und Saudi-Arabien, die verfeindeten schiitischen und sunnitischen Regionalmächte, nun miteinander sprechen, ist das Resultat chinesischer Vermittlung. Die Idee, dass Chinas Diplomatie ernst zu nehmen sei, lasse sich nach dem Durchbruch mit den Iranern und den Saudis



Russland Schwäche, Chinas Stärke: Xi Jinping in Moskau, 21. März.

deshalb nicht mehr von der Hand weisen, meint Halevy. Bemerkenswert sei der Deal auch deshalb, weil der Iran vor vier Jahren einen Drohnenangriff auf zwei saudi-arabische Ölanlagen lanciert habe und Terroraktivitäten im Süden der Arabischen Halbinsel unterstütze, nämlich im saudischen Nachbarland Jemen, wo das Königreich in einem brutalen Krieg gegen iranische Stellvertretertruppen kämpfe.

Trotzdem ist China das Meisterstück gelungen, dass die beiden Regierungen nun aufeinander zugehen. Peking, sagt Halevy, wolle damit zeigen, dass sich China nicht nur um die eigenen Interessen kümmere, sondern vielmehr eine Macht sei, die anderen helfe, ihre Probleme zu lösen. Könnte die Volksrepublik jetzt auch ein Ende des Ukraine-Kriegs anstreben?

Im Gespräch mit der *Weltwoche*, das vor Xis Besuch in Moskau stattfand, gab sich Halevy skeptisch. Selenskyj werde einer Waffenruhe kaum zustimmen, weil er sich derzeit auf die massive Unterstützung der USA und europäischer Länder verlassen könne: «Rüstungsgüter, Panzer oder Flugzeuge sind Dinge, die er von Peking nie erhalten wird.»

Unzufriedenheit in Russland

Skeptisch ist Halevy auch deshalb, weil Xi zu Putin ein gespanntes Verhältnis habe. Wenige Tage vor Beginn des Kriegs war Putin Gast in China. «Es ist offensichtlich, dass Putin Xi nicht darüber informiert hat, dass er in wenigen Tagen die Ukraine angreifen werde.» Das hatte Folgen: 6000 chinesische Studenten, die in Kiew waren, konnten nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden.

Den Diskussionen in Europa und in den USA darüber, ob Waffenlieferungen an die Ukraine richtig oder falsch seien, kann Halevy nicht viel abgewinnen. Er hält sie in erster Linie für «moralistisch». «Wir müssen uns die Tatsachen jenseits moralischer Fragen vor Augen führen», sagt er. «Die Ukrai-

ner haben gezeigt, dass sie der Unterstützung würdig sind.» Deshalb sei es richtig, ihnen beizustehen. Israel, sagt er, habe den Ukrainern bisher zwar keine Rüstungsgüter geliefert. Aber es müsse vorsichtig sein, um die Russen nicht vor den Kopf zu stossen, weil sie im benachbarten Syrien eine starke militärische Präsenz hätten. Wer denn die besseren Aussichten habe, den Krieg zu gewinnen? Halevy zählt eine Reihe von Gründen auf, die aus seiner Sicht gegen einen Sieg Russlands sprechen. Putin hatte für den Winter eine neue Offensive angekündigt – «das haben wir bisher nicht beobachten können». Moskau unternahm zwar grosse Anstrengungen, neue Soldaten zu rekrutieren. «Putin sprach davon, eine neue Armee mit 100 000 Menschen zu gründen.» Auch daraus wurde bisher jedoch nichts.

Pekings Interessen in Afrika und Amerika

Es sei zudem nach wie vor unklar, ob Putins Armee über genügend Waffen und ausreichend guttrainierte Soldaten verfüge, um eine neue Attacke gegen die Ukraine zu lancieren. Zudem geht Efraim Halevy davon aus, dass bei weiten Teilen der russischen Bevölkerung eine wachsende Unzufriedenheit um sich greife, weil viele Familien Opfer zu beklagen hätten und nicht in der Lage seien, die Leichen vom Schlachtfeld zu holen und in der Heimat zu bestatten.

Während Russland Schwäche zeige, festige China seine Position weltweit. Pekings Erfolg bei der iranisch-saudischen Annäherung trage zum Beispiel dazu bei, dass sich Peking im Mittleren Osten stärker verankern könne. Was den Interessen Chinas diene: Sowohl der Iran als auch Saudi-Arabien sind wichtige Energielieferanten der Volksrepublik. Doch der Mittlere Osten sei nur eines der Beispiele für die globalen Ambitionen der Volksrepublik. China sehe sich in diesem Jahrhundert als Weltmacht, zusammen mit den USA, und wolle auf dem Globus in allen Regionen nicht nur präsent, sondern auch aktiv sein, sagt Halevy.

Von Afrika bis Lateinamerika verfolge Peking geostrategische Interessen – zum Beispiel in Dschibuti, wo China vor fünf Jahren seine erste Militärbasis ausserhalb der Volksrepublik gebaut hat. Zudem hat Peking im Dezember 2020 mehrere Milliarden Dollar für die Erweiterung des Hafens zugesagt. Damit soll Dschibuti zum Hub für Handel und Logistik werden und sich aus der Abhängigkeit Äthiopiens lösen.

Doch es gehe den Chinesen in der ostafrikanischen Republik mit seinen 1,1 Millionen Einwohnern nicht nur um Ökonomie, sondern vor allem auch um Machtpolitik. Auf seinem Marinestützpunkt in Dschibuti hat China einen Pier fertiggestellt, der gross genug ist, um Flugzeugträger aufzunehmen. «Weil Flugzeugträger nie alleine unterwegs sind, sondern von Zerstörern und kleineren Booten begleitet werden, bereitet sich China offensichtlich darauf

vor, als bedeutende Militärmacht im Mittleren Osten auftreten zu können», meint Halevy.

Auch an der Südspitze Südamerikas baut China eine Präsenz auf. Peking deklariert das Ziel seiner Raumstation dort als friedliche Weltraumbeobachtung und -erkundung. Das Abkommen verpflichtet China zwar, Argentinien über seine Aktivitäten auf der Station zu informieren, sieht aber keinen Mechanismus vor, mit dem die Behörden sicherstellen können, dass die Station nicht für militärische Zwecke genutzt wird. Das abgelegene Gelände wird von den argentinischen Behörden kaum überwacht. «Ich kann mir gut vorstellen, dass es in Wahrheit darum geht, irdische Informationen aller Art zu sammeln», sagt Efraim Halevy.

Während China im Mittleren Osten, in Afrika und in Südamerika seine Präsenz verstärkt, würden die USA nicht untätig bleiben. Im September 2021 kündigten sie den Sicherheits-

Parallel zum Machtanspruch von China verstärkt Washington sein Engagement in Europa.

pakt Aukus an, dem neben den Vereinigten Staaten Grossbritannien und Australien angehören. Im Rahmen des Pakts werden die USA und das Vereinigte Königreich Australien bei der Beschaffung von atomgetriebenen U-Booten unterstützen. Parallel dazu verstärkt Washington sein Engagement in Europa. Halevy: «Das zeigt, dass die Ausweitung der Macht in der Welt nicht nur von China betrieben wird, sondern parallel dazu auch von den Vereinigten Staaten.»

Wer ist noch ein Global Player?

Ob Russland noch dieselbe Weltmacht ist wie zu Zeiten der Sowjetunion, sei für ihn derzeit ein grosses Fragezeichen, sagt Efraim Halevy. Moskau versuche zwar, seinen Status als Global Player zu stärken. So besuchte Aussenminister Lawrow zahlreiche Länder in Afrika, um dort neue Beziehungen zu knüpfen oder sie zu vertiefen. «Aber bedeutet das auch, dass Putin vom selben Kaliber ist wie Xi oder Biden? Das ist mir derzeit nicht ganz klar.»



INSIDE WASHINGTON

Trumps Trumpf: Schwarze Wähler

Sie können nicht behaupten, sie seien nicht gewarnt worden. Am Sonntagabend warnte der Komiker Chris Rock auf einer protzigen, mit Prominenten besetzten Gala in Washington, DC davor, dass die Verhaftung des ehemaligen Präsidenten Donald Trump mehr als nur ein Fehler sein würde. Von der Bühne des Lincoln Center aus, auf der alljährlich der Mark-Twain-Preis verliehen wird, fragte Rock: «Wollt ihr Trump wirklich verhaften?» Ungläubig schimpfte Rock in die Runde: «Wisst ihr, dass ihn das nur noch beliebter macht? Das ist so, als würde man [den Rapper] Tupac verhaften. Er wird noch mehr Platten verkaufen. Seid ihr dumm?»

Der Afroamerikaner Rock könnte näher an der Wirklichkeit liegen, als ihm bewusst ist. Der CNN-Umfrage-Guru Harry Enten hat gerade eine neue Analyse veröffentlicht, aus der hervorgeht, dass Trumps derzeitiger zweistelliger Vorsprung vor dem Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, «zu einem grossen Teil» auf Trumps Unterstützung bei schwarzen republikanischen Wählern zurückzuführen ist. Meinungsforscher Enten stellt fest, dass Trump bei den farbigen republikanischen (und republikanisch orientierten unabhängigen) Wählern mit durchschnittlich 55 zu 26 Prozent vor DeSantis liegt.

Die sich abzeichnende Verhaftung Trumps durch den Bezirksstaatsanwalt von New York City, den Demokraten Alvin Bragg, wegen Schweigegeld-Zahlung an eine angebliche ehemalige Sexpartnerin, Ex-Pornostar Stormy Daniels, wird Trumps Wählerschaft mit Sicherheit mobilisieren. Sie könnte vor allem bei Trumps schwarzen Anhängern, die dem Rechtssystem bereits misstrauisch gegenüberstehen, von Bedeutung sein. Trumps politische Feinde liefern ihm einen Kassenschlager als Auftakt für seinen dritten Akt.

Amy Holmes

Porno-Anleitung für Primarschüler

Die Aufklärungsbroschüre «Hey You» wird in Winterthur an Elfjährige verteilt. Ein Vater wehrt sich.

Philipp Gut

Der Vater des Winterthurer Primarschülers rieb sich die Augen, als sein Sohn vom Sexualkundeunterricht in der Schule erzählte – und erst recht, als er das Lehrmittel sah. Es heisst «Hey You» und nennt sich eine «Sexualaufklärungsbroschüre für Jugendliche ab 12 Jahren zum Thema Liebe, Sex, Verhütung und mehr». Der Sohn besucht die 6. Klasse in der Schule Wiesenstrasse. Manche der Schülerinnen und Schüler sind sogar erst elf Jahre alt.

Gegen einen altersgerechten Sexualaufklärungsunterricht haben wohl die wenigsten Eltern etwas einzuwenden. Doch «Hey You» geht weit darüber hinaus: Die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) nannte die Broschüre eine «Anleitung zum Porno». Diesen Eindruck bekam auch der Vater des Winterthurer Sechstklässlers. Illustrationen zeigen Vibratoren, Umschnalldildos und Analspielzeuge. Dazu heisst es: «Toys sind Spielzeuge, die beim Sex allein oder mit anderen gebraucht werden können. Ein bekanntes Sextoy ist der Dildo. Er ist ein länglich geformtes Spielzeug, das für die Penetration verwendet werden kann.» Ausserdem gebe es noch «viele andere Toys wie Vibratoren, Anal-Plugs usw.».

Analsex mit Lecktuch

Bei dieser Beschreibung bleibt es nicht. «Hey You» liefert auch konkrete Anleitungen zu sexuellen Handlungen. «Du solltest das Sextoy nur für eine Körperöffnung verwenden (Anus, Vagina, Mund). Möchtest du wechseln, solltest du es wieder reinigen oder das Peniskondom wechseln.» Der Vater des Primarschülers wehrt sich: «Ich will nicht, dass unser Kind im Unterricht mit Anal- und anderen Sexpraktiken belästigt wird.»

Damit spart «Hey You» tatsächlich nicht. So gibt die Broschüre Tipps für einen «sicheren Oralverkehr». Dabei sei «ein Peniskondom oder ein Lecktuch» zu verwenden. «Das Lecktuch ist ein Latextuch, das beim oralen Sex über den vaginal- oder den Analeingang gelegt wird.» Weiter gibt die Broschüre den «Tipp»: «Verwende Gleitmittel, um das Tuch zu befeuchten oder zu befestigen.»



Sexpraktiken im Unterricht: Ratgeber «Hey You».

Der Vater stört sich auch daran, auf welche Social-Media-Kanäle «Hey You» die Schülerinnen und Schüler aufmerksam macht. So empfiehlt die Broschüre «Instagram-Profile von Organisationen oder Influencer*innen, die sich mit den Themen Sexualität, sexuelle Rechte, sexuelle Gesundheit, LGBTQI+ und vielem mehr beschäftigen». Zu den empfohlenen Kanälen

«Dr. Gay» gibt Tipps für den Fall, dass «du dich entscheidest, Drogen zu nehmen».

zählen @drgay-official oder @milchjugend. Dieser «Dr. Gay» gibt «Infos zu Sex für schwule, bi & queere Männer». Auf Tiktok verspricht er Informationen zu «queerem Seggs und STI», also zu sexuell übertragbaren Krankheiten.

Dr. Gay gibt darüber hinaus «Tipps», «wenn du dich entscheidest, Drogen zu nehmen». Ein anderer Post von Dr. Gay lautet: «Ficken auf Chems?». Darin geht es um das Angebot, «Chemsex-Substanzen» zu testen. Unter «Chemsex» verstehe man in der «zeitgenössischen schwulen Kultur» den Konsum von synthetischen Drogen

wie Crystal Meth beim Sex, schreibt die Deutsche Aidshilfe.

«Für mich als Vater eines Sechstklässlers ist klar: Die Empfehlung solcher Kanäle, die Sex-tipps für «schwule, bi & queere Männer» geben, samt dem Konsum synthetischer Drogen, ist pädagogisch unhaltbar.» Dabei ist Dr. Gay keine Ausnahme. Die Milchjugend («die Jugendorganisation für lesbische, schwule, bi, trans, inter und asexuelle Jugendliche und für alle dazwischen und ausserhalb») richtet sich mit ihren Hinweisen auf entsprechende Partys oder auf Bondage-Workshops an ein Publikum, das mindestens sechzehn Jahre alt sein muss.

Beschwerde gegen das BAG

Die Verantwortlichen sehen darin kein Problem. «Aus meiner Sicht besteht kein Grund, diese Broschüre ab dieser Schulstufe nicht im Unterricht einzusetzen», sagt Jürg Altwegg (Grüne), Winterthurer Stadtrat und Schulpflegepräsident. «Den Inhalt dieses Informations- und Aufklärungsmittels in irgendeiner Weise mit Pornografie zu vergleichen oder in Verbindung zu bringen, ist für mich nicht nachvollziehbar.» Offenbar hat der Schulpflegepräsident die Broschüre und die empfohlenen Links weniger genau studiert als die elf- und zwölfjährigen Primarschülerinnen und -schüler.

Unterstützung erhält der besorgte Vater indirekt vom Verein Schutzinitiative, der im Zusammenhang mit der «Porno-Broschüre» eine Beschwerde gegen das Bundesamt für Gesundheit (BAG) eingereicht hat. Dieses hat «Hey You» massgeblich finanziert, via Herausgeberin, die Stiftung Sexuelle Gesundheit Schweiz. Der Verein Schutzinitiative verlangt eine anfechtbare Verfügung für die Finanzhilfen des Bundes. Das BAG hat die Beschwerde abgelehnt. Nun zieht sie der Verein weiter ans Bundesverwaltungsgericht. Der Verein rekurriert auch gegen den Entscheid der Staatsanwaltschaft Bern-Mittelland, die eine Strafanzeige gegen die Herausgeberin aufgrund der Verletzung von Art. 187 StGB (sexuelle Handlungen mit Kindern) nicht anhand nimmt. Dagegen wehrt sich der Verein Schutzinitiative beim Berner Obergericht.

Von Müllmännern und Kellnerinnen

Was sagt das aus, wenn eine Kolumnistin nicht mit einer Kellnerin verwechselt werden möchte?



Man könnte ja meinen, angesichts ihrer zahlreichen Erfolge – von Quoten, medialer Dauerpräsenz bis zur Feminisierung zeitgenössischer Männer – würden moderne Feministinnen ihren Hang zur Empfindlichkeit, für ein Weilchen wenigstens, ablegen. Dass dem nicht so ist, zeigt eine amüsante Episode unter zwei bekannten Kolumnisten. Der Drang, sich als unterschätztes Wesen zu sehen, nimmt sogar zu.

Die Sachlage: Die Feministin und Kolumnistin der *Süddeutschen*, Teresa Bücker, twitterte: «Ich wurde heute im Frühstücksraum des Hotels schon von einer Gruppe Männer für die Bedienung gehalten, weil es offenbar sehr schwer ist, die einzige Frau im Raum ebenfalls für einen Gast auf Geschäftsreise zu halten.» Subtext: Männer unterschätzen Frauen, anerkennen ihre Fähigkeiten nicht, können sich erfolgreiche Frauen nicht vorstellen, werten sie ab. Bumm! Ich lese ihre Blogs hie und da, und auch wenn ich ihre Meinung meist nicht teile, halte ich sie für eine grossartige Autorin. Respektvoll uneins sein – es ist tatsächlich möglich.

Unnötig zu erwähnen, dass die ganz grosse Mehrheit der männlichen Spezies Frauen und ihre professionellen Fähigkeiten weder unterschätzt noch ihnen den beruflichen Erfolg nicht zutraut. Eine unserer beiden Realitäten findet offenbar in einem Paralleluniversum statt, aber in meinem Leben bin ich vor allem Männern begegnet, die genau wissen, zu welchen grossen Leistungen Frauen imstande sind. Vielleicht war sie in Schwarz gekleidet und wurde darum für eine Kellnerin gehalten? Ich wurde auch schon mit einer Boutiqueverkäuferin ver-

wechselt, von Männern und Frauen. Nur wäre es mir nicht im Traum eingefallen, das als Herabsetzung meines Schaffens zu empfinden.

Auftritt Jan Fleischhauer, *Focus*-Kolumnist, der auf Bücker reagiert: «Eine Frau, die sich der Linken zurechnet und in der Szene für ihre sensiblen Texte gerühmt wird, findet es ehrenrührig, dass sie für eine Kellnerin, also Teil der *working class* gehalten wird. Mehr muss man zum Stand der sogenannten intersektionalen Linken nicht wissen.»

Warum fühlen sich moderne Frauen eigentlich so schnell abgewertet? Wieso ist die Gewohnheit, stets das möglichst Negative in etwas hineinzunehmen, gerade unter erfolgreichen Feministinnen so weit verbreitet? Und warum ist es überhaupt abwertend? Ist Kolumnistin ein ehrbarer Beruf als Kellnerin, dass man nicht mit ihr verwechselt werden möchte? Bestimmt nicht. Serviceangestellte oder Verkäufer sind Berufe, die zur Produktivität einer Gesellschaft

Warum fühlen sich moderne Frauen eigentlich so schnell abgewertet?

einiges mehr beitragen als mein Job als Kolumnistin. Gäbe es keine Kolumnisten, wäre das kein Weltuntergang, ohne Verkäufer und Serviceangestellte wären wir alle ziemlich aufgeschmissen. So in etwa interpretiere ich Fleischhauers Punkt, wenn er von *working class* spricht – auch wenn Bücker ihren Kommentar

nicht auf den Bedienungsjob an sich bezog, sondern auf die Geringschätzung ihrer Befähigung durch die reaktionäre Männlichkeit. Sein Einwand ist trotzdem nachvollziehbar.

Ja, Frauen auf Geschäftsreisen waren in der Vergangenheit eine Seltenheit; die patriarchale Gesellschaft pflegte ein unverkrampftes Verhältnis zum Bevormunden des weiblichen Geschlechts, dessen Stärken man systematisch unterdrückte. Nur leben wir da heute nicht mehr. Es ist universell geläufig, dass Frauen die gleichen Berufe ausführen wie Männer – abgesehen von den *shitty jobs*, etwa in der Kanalreinigung, beim Bau oder Holzabbau. Steht eine Germanistin neben einem Wagen der Müllabfuhr, muss sie nicht befürchten, mit einer Müllfrau verwechselt zu werden. Auch sind tatsächlich vor allem Männer auf Dienstreisen, doppelt so viele wie Frauen (diese verzichten tendenziell eher auf Berufe, die ihnen Reisen oder Pendeln abverlangen). Die Wahrscheinlichkeit, dass also die einzige Frau im Hotelraum tatsächlich eine Kellnerin ist und keine Bloggerin auf Businessreise, ist nicht gering.

Mein Verständnis von Männern ist selbstverständlich nicht repräsentativ, genauso wenig wie das einer modernen Feministin. Um aber in der Kombination selbstbewusst («Ich bin emanzipiert und stehe Männern in nichts nach») und zartbesaitet («Ich fühle mich ständig herabgewürdigt») einen eklatanten Widerspruch zu erkennen, muss man nicht Einstein sein. Oder besser: nicht Marie Curie.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Das Grün seiner Augen

SVP-Parteipräsident Marco Chiesa ist der Gute-Laune-Guru im Bundeshaus. Spielend macht er vergessen, dass es ihm um knallharte Politik geht.

Tom Kummer

Unsichtbar ist er nie. Seine Augen leuchten grün! Es ist ein Grün, das von einer anderen Welt erzählt, wo die Lichtverhältnisse günstig sind, der Duft des Südens durch die Täler weht und die deutsche Sprache ein bisschen unwichtig wird. Es sind leidenschaftlich leuchtende Augen, die mich im Bundeshaus empfangen, fast so, als ob sie mir eine Pauschalreise ins Tessin andrehen wollten.

Wir sitzen seit zwei Minuten im Büro der SVP, und ich verstehe noch nicht alles, was die Stimme von Parteipräsident Marco Chiesa auf mein Band spricht. Was nicht weiter stört, denn wichtiger ist vorerst eine andere Erkenntnis: Die Lichtverhältnisse im strategischen Kontrollraum der SVP sind seit der Bundeshaus-Renovation äusserst angenehm.

Das ist eine gute Nachricht! Die grösste Partei der Schweiz diskutiert ihren Kurs nicht im schummrigen Dunkel wie ein selbsterstörerischer Geheimbund. Im renovierten Bundeshaus wurden Lichttechnik und Steuerung von den besten Lichtplanern des Landes entworfen. Perfekte Lichtverhältnisse steigern bekanntlich die Produktivität. Denn Licht ist ja nicht einfach nur Helligkeit. Licht ist ein Mittel, um unsere Psyche zu steuern, und beeinflusst unsere Gesundheit. Richtiges Licht heilt Kranke und macht müde Schüler munter.

Potenzial zum Landesvater

Marco Chiasas Leben war bisher von günstigen Lichtverhältnissen geprägt. Diese Erkenntnis scheint mir wichtig, nicht nur um einen der grossen politischen Aufsteiger der letzten Jahre besser zu verstehen, sondern auch in Anbetracht des Wahljahrs 2023. Schliesslich werden in diesem von Kunst- und Aussenlicht perfekt ausgeleuchteten Büro Strategien für eine bessere Schweiz, für den politischen Sieg entworfen, fast wie in der Kabine eines grossen Fussballteams. Und dieser Mann mit den grünen Augen, der jetzt vor mir sitzt, müsste entsprechend der Cheftrainer sein, der nicht nur die Richtung fürs nächste Spiel bestimmt, sondern für die ganze Saison.

Bern

Oder habe ich vielleicht den Begriff «Parteipräsident» missverstanden? Vielleicht soll ja dieser in der Öffentlichkeit meistens gutgelaunte Marco Chiesa aus Lugano gar nicht Trainer spielen, sondern mit seinem charmanten Dauerlächeln einzig für gute Stimmung sorgen. Damit das Alphanierhafte der SVP-Mannschaft nach aussen etwas sanfter erscheint. Damit die Strategie des Polarisierens als cleveres Polittheater interpretiert wird und die Furcht der Gemässigten vor einer reaktionären SVP besänftigt werden kann.

Alles vielleicht auch eine Frage der richtigen Lichtverhältnisse, unter denen jetzt Marco Chiesa auf mich tatsächlich eher wie ein Gute-Laune-Guru als wie ein beinhardter Coach wirkt. Mehr Vico Torriani als Nello Celio, der vielleicht populärste Tessiner Politiker aller Zeiten. Obwohl Chiesa auch über Nello-Celio-Qualitäten

«Die Welschen haben bereits angekündigt, man könne den Champagner kaltstellen. Blödsinn!»

verfügen soll, glaubt man seinen älteren Tessiner Fans, mit denen ich gesprochen habe. Sonst wäre er nicht dort, wo er heute stehe.

Ein «Idealist» sei er, mitunter auch etwas «naiv», im Tessin äusserst «populär», «angesehen», «einflussreich». Mit «Charme» und «Charisma» gesegnet, habe er, wie Nello Celio, das Potenzial zum «Landesvater»; einer, der die Sorgen des Volkes verstehe, zuhören könne und über einen magischen «sozialen Touch» verfüge. Ja, diesen Politiker sollte niemand unterschätzen, meinte selbst die *Neue Zürcher Zeitung*. Auch wenn er jetzt seinen Aufstieg auf Deutsch nicht wirklich befriedigend erklären kann. Egal! Seine Leidenschaft spricht Bände.

Er nimmt Online-Deutschkurse und übt mit seiner Frau Monja, deren Mutter aus Meiringen stammt. Für die SRF-«Arena» reiche es trotzdem nicht, finden Kritiker, die ihn aber womöglich um seine attraktiven grünen Augen beneiden. Augen, die mich immer leidenschaftlicher in seine Welt entführen, die andere

Schweiz, wohin ich in der nächsten Stunde mit Marco Chiesa reisen möchte – und dabei vielleicht dank magischer Tessiner Thermik auch ein bisschen abheben darf.

Noch gibt es Zweifel an meiner Mission. Tendieren seine Augen nicht doch eher ins Graugrüne? Oder Grünblaue? Oder sind es vielleicht ganz schlicht blaue Augen? Hängt alles vom Blickwinkel ab. Alles, wie immer, subjektiv!

Festjahr für die SVP?

Während Marco Chiesa seine gute Laune für das Wahljahr 2023 auf mein Band spricht und ich ihn wegen einer so lapidaren Frage wie der nach seiner Augenfarbe nicht unterbrechen möchte, belästigen mich im Hirn sämtliche Vorurteile, die der Volksmund für genetisch vererbte Eigenschaften bereithält: Blauäugige seien zum Beispiel weniger intelligent, weil ihnen durch die fehlenden Pigmente auf der Regenbogenhaut die Sonne direkt ins Hirn scheinen und dort Gehirnzellen verbrennen würde. Andererseits besagt der Volksmund auch: Blaue Augen können uns ans Meer erinnern, so wie wir braune Augen mit Bodenständigkeit verbinden und graue Augen eher einen kühlen ersten Eindruck hinterlassen. Aber grünäugige Menschen? Es ist die seltenste Augenfarbe überhaupt, sie kommt nur bei 2 Prozent der Weltbevölkerung vor. Welche Eigenschaften könnte man also den grünen Aussenseiteraugen von Marco Chiesa zuschreiben?

Abwarten. Vorerst lassen diese Augen von einem fantastischen Wahljahr träumen. Die Euphorie unter den SVP-Anhängern ist gross. «Momentan, Herr Kummer, ist diese Euphorie viel zu gross! Wir haben eine tolle Umfrage gehabt, klar. Und die Welschen haben bereits angekündigt, man könne den Champagner kaltstellen, alles sei gelaufen. Blödsinn! Wir müssen weiter die Leute mobilisieren! Nur dann wird das ein Festjahr für die SVP.»

Blendfreies Tageslicht dringt wunderbar durch die Bundeshaus-Oberlichter ins SVP-Büro und lässt die Augen des Chefs noch ein bisschen unschuldiger strahlen. Marco Chiesa grinst dazu das schon bekannte Chiesa-Grinsen,



«Am Anfang meiner Karriere war ich nur der Sohn von Antonio»: SVP-Chef Chiesa, 48.

als ob er sich selbst ständig gratulieren würde, wie gut dieses Ding namens «Tessiner Charme» im Röstiland funktioniert.

Unser Capri vor der Haustür

Zehn Minuten sind jetzt vergangen, seit ich die SVP-Räumlichkeiten betreten habe, und bereits tragen mich seine Augen durch die Bundeshaus-Oberlichter hinaus, lassen mich im Geiste in Richtung Süden abheben, über meinen Lieblingspass, den Nufenen, ins Val Bedretto, ein Tal mit fast menschenleeren Dörfern, Strassen, flankiert von Jesuskreuzen, Kerzen, Blumen und Bergziegen, die sich wie in Zeitlupe über die steilen Hänge bewegen, während die Stimme von Marco Chiesa die aktuelle Situation im Land zu beschreiben versucht: «Die entscheidenden Themen, die wir bearbeiten, sind Stromversorgung, Zuwanderung, Asyl, Neutralität, Souveränität. Wir, die SVP, nennen die Probleme beim Namen! Das ist unsere Stärke gegenüber den anderen Parteien. Bei diesen Themen verwandle ich mich auch mal zum Hardliner. Und das ist gut so.»

Was er unter einem «Hardliner» versteht, müssen wir später noch abklären. Ich halte seine Stärke für eine andere: Marco Chiesa kann im persönlichen Kontakt vergessen machen, dass es hier um knallharte SVP-Politik geht. Mit jedem Augenaufschlag lässt er uns ein bisschen in seine Tessiner Seele blicken. Und dabei verweist die grüne Pigmentierung seiner Augen nicht nur

auf Eigenschaften wie «kreativ», «abenteuerlustig», «eifersüchtig», «unberechenbar», «neugierig», «mystisch», «intelligent», sondern eben auch auf das «Verführerische». Schon nach zehn Minuten mit Marco Chiesa sehe ich mich immer weiter auf die Sonnenseite der Schweiz schweben. «Fenster runter!», hiess es bei uns immer nach der Ankunft in Airolo. «Atmet die Luft ein, Kinder! Spürt ihr den süssen Duft des Südens?»

Für meine Grossmutter Lilly, geboren auf einem Bauernhof bei Winterthur-Wülflingen, war das Tessin der märchenhafte Orient, eine fremde, warme Welt. Im Tessin blüht Lilly auf, sie malt die Landschaft in den üppigen Farben des Schweizer Südens. Tessiner Blumenfelder, Bilder in fluoreszierendem Licht. So herrlich sind meine Kindheitserinnerungen an die Reisen mit meinen Grosseltern in das schöne Tessin. Dabei wurde mir erstmals klar: Es gibt eine unschuldige Schönheit der Welt, jenseits der grauen Schweiz. Wo Tessiner Kinder vor ihrem Haus Kastanien sammeln, wo für meine Grosseltern in Grotti Polenta gekocht und Merlot im Bocalino aufgetischt wird, dazu klappern irgendwo süsse Tessinerinnen mit den Zoccoli. Unser Capri vor der Haustür!

Hesse, Hemingway, Tucholsky

Ganz anders sah es mein Grossvater. Sein Tessin ist Rückzugsort für Extremisten aller Art, Basisstation für illegale Finanzaktivitäten, in die er

womöglich selbst verwickelt war. Immer wieder hatte er Besuch von deutschen Freunden und ihnen zu Wohnungen und Bankkonten im Tessin verholten. Zur Abwechslung zeigte er uns die Häuser deutscher Schriftsteller. Hermann Hesse ist nicht der Einzige, Kurt Tucholsky machte im Tessin Station, Thomas und Golo Mann, Bertolt Brecht, Erich Kästner, Erich Maria Remarque. Aber auch Ernest Hemingway, der sich in Morcote gerne mit Schauspieler Max Haufler zum Merlot-Wetttrinken traf. Oder Orson Welles,

«Atmet die Luft ein, Kinder! Spürt ihr den süssen Duft des Südens?»

der kurz am Luganersee wohnte, nachdem er mit «Citizen Kane» den besten Film aller Zeiten gedreht hatte und dabei mit einem Schlitten namens Rosebud die grundlegendste Symbolik dafür entwarf, wie ein mächtiger Mann aus einfachsten Verhältnissen seine kindliche Unschuld verliert und ihn Geld und Macht korrumpieren. Grossvater erzählte auch davon, dass dieses Tessin Europa die Revolution lehrte. Als das Volk 1830 in Paris gegen das konservative Regime auf die Strasse ging, war dieses in unserem Süden schon einen Monat lang Geschichte. Das Tessin schaffte den eigentlichen Durchbruch zur Demokratie! >>>

Ich schwebe jetzt über dieser fremden Welt, unserem Ferienkanton, mit den tiefblauen, palmengesäumten Seen, Magnolien und Kameilien, weissgeputerten Bergspitzen. Und plötzlich taucht die Silhouette der Denti della Vecchia auf. Marco Chiesa erzählt mir von seiner Lieblingsbergkette. Es sind wie Zahnstummel aus

«In den Städten leben Luxus-Linke und Bevormunder-Grüne. Ihnen muss das Geld entzogen werden!»

dem Wald aufragende Dolomitenzacken, die er immer wieder mit seinem Vater durchwandert habe. Chiesa wird jetzt fast ein bisschen sentimental. «Wenn ich diesen Berg sehe, dann weiss ich, dass ich zu Hause bin.»

Chiesa ist in Villa Luganese aufgewachsen, im Arbeitermilieu. Sein Vater sei ein Linker gewesen, sagen alte Fussballkumpane. Der SVP-Präsident entstammt nicht jenem Tessin, das wir aus Ferienkatalogen und bunten Blättern kennen, jener glamourösen Welt, die jetzt als Silhouette des Monte San Salvatore auftaucht, wo sich die Riesenvillen von reichen Russen, Italienern, Deutschen und auch ein paar Schweizern aneinanderreihen. Chiesa sagt: «Lugano, das ist unsere Perle. Noch ist sie nicht verschandelt. Aber wir müssen aufpassen.»

Wahlkampf-Turbo

Vielleicht hat seine Sorge ja auch ein wenig mit schlechtem Gewissen zu tun, denn Marco Chiesa hat es längst aus der mückenverseuchten Vorstadt bergaufwärts geschafft, nach Ruvigliana oberhalb von Lugano. Seit zwölf Jahren lebt er hier mit seiner Frau Monja und den beiden Kindern Mathias und Micol in der Parterrewohnung eines Mehrfamilienhauses. Seine Frau ist hier aufgewachsen, die Schwiegereltern wohnen einen Stock weiter oben. Die Sicht von seinem Garten reicht über den halben Lago di Lugano und die Villen der Superreichen.

Plötzlich ist sein Redefluss nicht mehr zu stoppen, als ob wir bereits die erste Flasche Merlot leer getrunken hätten, er nennt seine Intensität jetzt «Klartext reden»: «Glauben Sie mir, wegen mir wird es nie eine Jagd auf reiche Leute im Tessin geben. Die reichen Italiener kommen nicht wegen niedrigerer Steuern oder um unser Lohnniveau zu stören, sondern wegen Sicherheit und Menschlichkeit. Weil sie hier ohne Bodyguard herumlaufen und ihre Kinder öffentliche Schulen besuchen können.»

Ich sehe jetzt eine Drohne der Schweizer Luftwaffe endlos Kreise über alte Schmuggler Routen am Monte Brè drehen, gleich hinter Chiasas Wohnort. Vielleicht werden dort gerade illegale Einwanderer aufgespürt. Das wäre Marco Chiesa ganz recht. Schliesslich will er nicht in einer Zehn-Millionen-Schweiz leben, wie er mehrfach erklärt. «Wissen Sie, im Tessin sinken die

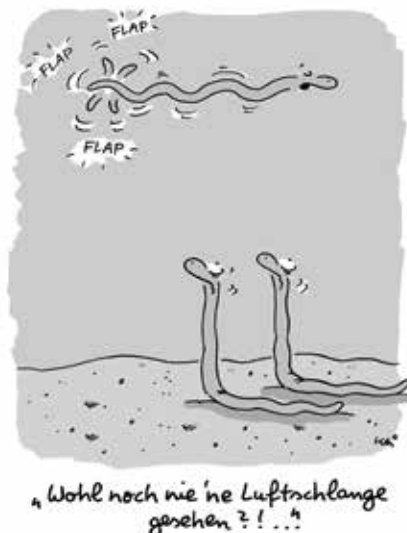
Löhne nicht wegen der reichen Italiener, sondern wegen der Grenzgänger und Illegalen. Es gibt zu viele italienische Pendler, die für den Mindestlohn oder noch für weniger arbeiten. Die Personenfreizügigkeit ist ein Problem, und wir als SVP sehen uns in der Verantwortung, dieses Problem zu lösen.»

Auf einem Hügelrücken taucht bilderbuchmässig die Wallfahrtskirche Madonna d'Ongero auf, sie steht in den Kastanienwäldern bei Carona, Hermann Hesses Lieblingsplatz. An den ausgedörrten Hängen des Parco San Grato brennt gerade ein kleines Buschfeuer, frisst sich durch den Star unserer Sonnenstube, der auch längst den Garten der Chiasas befallen hat: die «palma ticinese», die schöne, aus China stammende Hanfpalme. Sie sei invasiv, sagt Chiesa, bedrohe Auen- und Schutzwälder.

Unter uns erkenne ich einen undurchdringbaren Palmendschungel. Noch bis Ende des 19. Jahrhunderts schwirrte hier die mit Malariaerregern infizierte Mücke der Art Anopheles herum. An deren Stelle sei die Asiatische Tigermücke getreten, sagt Chiesa, eingeschleppt in Fahrzeugen aus Italien. Das sei belegt. Und er setzt nach: «Unsere Umweltprobleme werden auch wegen der Grenzgänger grösser. Es sind 80 000 Leute, die jeden Tag aus Como, aus Varese zu uns kommen. Wir haben immer Staus.»

Seine Augen leuchten jetzt leidenschaftlich. Ohne dass ich danach gefragt hätte, schaltet er in den Wahlkampf-Turbo: «Italien macht seine Grenzen dicht. Und wir? Unser Asylsystem hat eindeutig versagt. Von der jetzigen Situation profitieren nur die kriminellen Schlepperbanden und die Asylindustrie in der Schweiz. Wir von der SVP wissen, was wir wollen, und die Instrumente stehen in der Verfassung: Höchstzahlen, Kontingente, Inländervorrang.»

Fest steht: Die SVP wird im Tessin weiter wachsen. Wenn auch unklar ist, ob wegen Chiasas grünen Augen, des Dauerlächelns oder seiner «Hardliner»-Episoden. Fest steht auch, dass dem Tessin ein Wahljahr par excellence bevorsteht, mit bis zu vier Urnengängen. Und Chiesa wird



seine Leidenschaft für Hardliner-Themen und auswendig gelernte, neudeutsche Begriffe weiter ausspielen. «Ja, in unseren Städten leben arrogante Luxus-Linke und Bevormunder-Grüne, die der Landbevölkerung vorschreiben, wie sie zu denken und zu leben hätte. Diese Unterdrückung muss aufhören. Den Städten muss das Geld entzogen werden! Die Menschen auf dem Land werden ausgenommen von den Städtern.»

Citizen Chiesa

Ich mag gerade nicht weiter in dieses Mückenstochern. Die Diskriminierung von Minderheiten zu bewirtschaften und daraus politisches Kapital zu schlagen, hat Hochkonjunktur, links wie rechts. Das Thema holt mich zurück in die Bundeshaus-Realität. Ich spüre, wie sich bei Marco Chiesa eine hitzige Leidenschaft zusammenbraut, eine Eigenschaft, die er offenbar vererbt bekommen hat. Vom Vater, behaupten alte Familienfreunde. Konkret über den Vater sprechen, das will der SVP-Chef immer noch nicht. «Ich bin ein echter Luganese wie meine Eltern. Das ist entscheidend. Meine Mutter arbeitete als Gemeindesekretärin, mein Vater war einfacher Beamter beim Kanton. Und Fussballer beim FC Lugano. Das war seine Leidenschaft.»

Wie gerne würde ich mit ihm noch über das Stadio di Cornaredo schweben und über sein Vater-Sohn-Verhältnis sprechen, über den Rosebud im Leben von citizen Chiesa. Stürmer Antonio Chiesa gewann 1968 den Schweizer Cup und wurde so zum Lokalhelden. «Viele Tessiner tragen diese Mannschaft noch heute im Herzen, weil die meisten Spieler Einheimische waren.» Ich erzähle ihm, wie ich als Bub in Bern ein Riesenfan der coolen Lugano-Trikots war, wegen des grossen weissen V auf Schwarz, und wie ich den deutschen Wunderspieler von Lugano, Otto Luttrup, verehrte. Und dann berührt er doch noch das Thema der Vater-Sohn-Beziehung: «Am Anfang meiner Karriere war ich nicht Marco, ich war nur der Sohn von Antonio Chiesa. Das hat mich irgendwann fertig gemacht. Das wollte ich ändern. Es fühlte sich ein bisschen an, wie die Unschuld zu verlieren.»

Heute ist er längst aus dem Schatten des Vaters getreten, was citizen Chiesa sichtbar stolz macht. Heute ist Antonio Chiesa der Vater von Ständerat Marco Chiesa. Die Rollen wurden getauscht. Als er mir endlich davon erzählt, wirkt er unter dem wunderbaren Oberlicht des SVP-Bundeshaus-Büros fast ein wenig sentimental. Vielleicht hat das unsere kurze Reise in seine Heimat ausgelöst. Einen lichten Moment lang war er weg vom Riesendruck als Präsident der SVP.

Seine Augen glänzen jetzt glasig. Grüne Augen stehen auch für «Heilung», «Barmherzigkeit», «Harmonie» – und für «Gift».

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der Weltwoche.

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

| | | | | |
|--|--|--|--|--|
| <p>3 Rebweg 8457 Humlikon</p>  <p>ab CHF 1'470'000.-</p> <p>6½ Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.rebweg.ch</p> | <p>5 Trottenacker 8458 Dorf</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.trottenacker.info</p> | <p>8 Vistadelsole 8370 Sirnach</p>  <p>CHF 727'000.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 52 338 07 09 www.vistadelsole.ch</p> | <p>12 Schlossblick 8610 Uster</p>  <p>ab CHF 1'101'000.-</p> <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 42 www.schlossblick.ch</p> | <p>14 Glattwies 8152 Glattbrugg</p>  <p>CHF 1'554'000.-</p> <p>4½-Zi.-Wohnung +41 44 316 13 87 www.glattwies.ch</p> |
| <p>16 Vistacasa 8308 Illnau</p>  <p>ab CHF 1'145'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.vistacasa.ch</p> | <p>18 Schmiedgass 8545 Rickenbach</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnung +41 55 610 47 46 www.schmiedgass.ch</p> | <p>20 Tre Fiori 8913 Ottenbach</p>  <p>CHF 1'851'000.-</p> <p>7½-Zi. Reihen-EFH +41 55 610 47 46 www.tre-fiori.ch</p> | <p>22 Solevista 8615 Wermatswil</p>  <p>CHF 2'187'500.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 www.solevista.ch</p> | <p>23 Dreieckspitz 8406 Winterthur</p>  <p>Alle Wohnungen reserviert</p> <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.dreieckspitz.ch</p> |

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



Projektankündigungen

| | | |
|---|--|---|
| <p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p> | <p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p> | <p>4 Projektankündigung 8311 Brütten</p>  <p>Marktauftritt demnächst!</p> <p>4½ Zi. Reihen-EFH's +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p> |
| <p>6 Duovivo 8904 Aesch ZH</p>  <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.duovivo.ch</p> | <p>7 Uetliblick 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>Marktauftritt demnächst!</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.uetliblick-gattikon.ch</p> | <p>9 Chridlerpark 8127 Aesch-Maur</p>  <p>Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!</p> <p>3½ - 6½ Zi. WHG und EFH +41 55 610 47 46 www.chridlerpark.ch</p> |
| <p>10 am Zentrum 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amzentrum.ch</p> | <p>11 am Eichacher 8904 Aesch</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.ameichacher.ch</p> | <p>13 Soley 8309 Birchwil</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.soley-birchwil.ch</p> |
| <p>15 Puro Vivere 8157 Dielsdorf</p>  <p>5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 www.purovivere.ch</p> | <p>17 inside 8152 Glattbrugg</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p> | <p>19 Projektankündigung 8404 Stadel</p>  <p>3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p> |
| <p>21 Grastal 8310 Grafstal</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.grastal.ch</p> | | |

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch
powered by LAROSPORTSOLUTION

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Ein bisschen Ehrlichkeit

Nr. 11 – «Schweizer Asyl-Aufstand»
Hubert Mooser und Philipp Gut über Migration

Wenn man heute auf der Strasse, im Zug oder am runden Tisch über unsere Zuwanderung oder das Asylchaos spricht, sieht man nur noch Ratlosigkeit und Kopfschütteln. Dass das Riesenproblem durch unsere Regierung ausgelöst wurde, steht ausser Frage. Ich frage mich immer wieder, wer denn so eine unfähige Regierung wählt. Nahezu drei Viertel der Bevölkerung sind heute unzufrieden mit dem Asylsystem, und gleichwohl wählen sie immer wieder die gleichen Politiker. Ein bisschen Ehrlichkeit wäre allemal von Vorteil. Ich bin mehr als überzeugt: Nur mit der richtigen Politik kann dieses Asyl-desaster noch korrigiert werden.

Paul Eschbach, Diegten

Nichts gelernt

Nr. 8 – «Krieg um die Ukraine»
Weltwoche-Spezial

Der einzige Beitrag, der die untauglichen Rechtfertigungsversuche für Putins Angriffskrieg auf den Punkt bringt, ist jener von Henryk M. Broder. Sein zentraler Satz lautet: «Wer im Krieg um die Ukraine mit der Vorgeschichte kommt, rechtfertigt die russische Intervention unausgesprochen, aber unüberhörbar.» Denn, so Broder: «Alles hat eine Vorgeschichte, und alles, was heute passiert, hat ein Gestern und Vorgestern!» Die immer wieder heruntergeleiteten Vorgeschichten, von den angeblichen Fehlern des Westens über die Demütigung Russlands bis zur Osterweiterung der Nato – selbst wenn sie zutreffen würden –, rechtfertigen aber weder Putins Angriffskrieg

(per se ein Kriegsverbrechen) noch die von der Uno dokumentierten grausamen Verbrechen gegen die ukrainische Zivilbevölkerung.

Hans Fehr, Eglisau

Beim Krieg in der Ukraine handelt es sich zwar nicht mehr um einen regionalen Konflikt zwischen zwei slawischen Staaten, aber er hat absolut nichts mit der neutralen Schweiz zu tun. Ich weise darauf hin, dass die Ukraine beim Index von Transparency International über Korruption auf Platz 119 liegt, Russland auf 129. Es ist für mich nicht nachvollziehbar, warum so viele Menschen in unserer Heimat und in der EU willkommen sein sollen, die zwar unseren Lebensstandard annehmen wollen, aber nicht die kulturelle Einstellung, die unseren Lebensstandard erst ermöglicht hat.

Werner Marti, Chur

Es werden täglich viele Menschen bei diesem sinnlosen Krieg getötet. Es ist doch völlig egal, ob es Ukrainer oder Russen sind. Für mich sind es alles Menschen, die ihr Leben auf grauenvolle Art für ihre Machthaber verlieren. Der Hass und das Leid werden uns für Jahrzehnte begleiten. Warum haben wir nichts gelernt? Wer sich heute für einen Waffenstillstand oder mindestens für eine Feuerpause einsetzt, bewegt sich schon auf kritischem Niveau. Eigentlich haben wir eine gute Lebensbasis in den letzten Jahrzehnten erreicht, und nun zerstören wir diese innerhalb von einigen Monaten. Viele Kriege werden auf unserem Planeten geführt, einige werden überhaupt nicht genannt. Nur Kriege, bei denen der finanzielle Vorteil und der Machterhalt der Grossmächte eine Rolle spielen, werden in den Medien erwähnt. Daher bitte ich alle Menschen, nicht

noch mehr Öl ins Feuer zu giessen. Nur so vermeiden wir noch grössere Eskalationen.

Rainer O. Braun, Reutlingen (D)

Kolonie Afrikas

Nr. 11 – «Vereinigte Staaten der Unfreiheit»
Michael Shellenberger über Amerika

Warum denn in die Ferne schweifen, die Unfreiheit liegt so nah. Sobald es um die Geburtenrate in Afrika geht, betreiben die Journalisten Selbstzensur. Sie schreiben von Flüchtlingen, anstatt zu berichten, dass sich der Geburtenüberschuss Afrikas auf den Weg nach Europa macht. Nach Angaben der Uno haben in Nigeria im Jahr 1950 37 Millionen Menschen gelebt, 2023 sind es 224 Millionen, und 2040 werden es 321 Millionen sein. Wegen der niedrigen Geburtenrate der Schweizer leben in der Schweiz immer weniger Einheimische und wegen der Einwanderung aus Afrika immer mehr Afrikaner. So wird die Schweiz in eine Kolonie Afrikas umgewandelt. Dudo Erny, Zug

Gewinn und Freude

Nr. 9 – «Deutschland steht auf»
Roman Zeller über die Berliner Friedensdemonstration

Auf der Suche nach ideologiefreien Berichten zur Friedensdemo in Berlin bin ich auf die *Weltwoche* gestossen. Habe nun zwei Exemplare Ihres Journals erstanden – vom Dorf muss man dafür die nächstgrössere Stadt aufsuchen – und jeden Beitrag bis jetzt mit Gewinn gelesen. Alles dabei, was man sich wünschen kann, lange nichts gelesen, was so viel Freude macht. Vielen Dank dafür! Carola Zerbe, Wittenberg (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Bruno Steiner (1948–2023)
Antje Vollmer (1943–2023)



Neues Leben: Richter und Richterschreck Steiner.

Vom Staatsanwalt über den Gerichtspräsidenten zum Richterschreck – über die treffende Schlagzeile zur Karriere des streitbaren Zürcher Juristen Bruno Steiner muss man nicht lange nachdenken. Als ich ihn 1991 kennenlernte, war Steiner gerade zum stellvertretenden Präsidenten des Bezirksgerichtes Zürich gewählt worden. Und es dauerte nicht lange, bis er für den ersten Tumult sorgte. Steiner liess mir eine statistische Auswertung von amtlichen Anwalts-honoraren zukommen, die nur einen Schluss zuliesse: Die Advokaten bescheissen zu ihren Gunsten, was das Zeug hält. Mein Bericht – ausgerechnet in der NZZ – machte Steiner zum meistgehassten Richter unter den Anwälten.

Es dauerte nicht lange, bis es sich Steiner auch mit den Staatsanwälten verdarb. Dabei nahm er, wie bei den Anwaltshonoraren, nur das Gesetz ernst. Und stellte als Haftrichter kritische Fragen. Die Strafermittler waren das nicht gewohnt, ihre Anträge wurden in aller Regel durchgewinkt. Bei Steiner bissen sie auf Granit.

Um die Jahrtausendwende brachte Steiner schliesslich auch noch die Richterkollegen gegen sich auf, mit einer Strafanzeige gegen den SVP-Politiker Christoph Blocher wegen einer angeblich rassistischen Aussage. Steiner hatte mir den Entwurf vorgängig gezeigt, in der Hoffnung, dass ich darüber schreibe. Ich lehnte ab. Weil die Anzeige erstens eine akademische Spiegelfechterei war, und zweitens, weil er sich damit als Richter unmöglich machte.

Steiner blieb stur. Wie absehbar, kostete ihn der Eklat den Richterjob. Fortan tauchte er als Verteidiger bei manch einem prominenten Strafprozess auf. Der bekannteste war der des Milliardenbetrügers Dieter Behring, den er durch alle Instanzen verteidigte.

Wo immer Steiner wirkte, waren rote Köpfe garantiert. Mit seinen Eingaben verdiente er sich den Ruf als Richterschreck redlich. Er kannte die Schwachstellen der Justiz wie kein Zweiter, und er legte den Finger stets auf den wunden Punkt. Oft divergierten unsere Standpunkte diametral, doch unsere Grundhaltung war deckungsgleich: Was keinen Widerspruch erträgt, kann nicht wahr sein; je empörender eine Anklage anmutet, desto wichtiger ist eine kompromisslose Verteidigung.

Bruno Steiner vertrat in den letzten Jahren vor allem jene, die am wenigstens Sympathien geniessen: illegale Immigranten, Vergewaltiger, Zuhälter, Drogenhändler. Und das konsequent an der Schmerzgrenze, bisweilen für Gotteslohn. Dank einer Nierentransplantation habe er 1991 ein neues Leben geschenkt bekommen, erklärte er mir einmal; dieses geschenkte Leben wolle er nun teilen.

Letzte Woche erlag Bruno Steiner einem Krebsleiden, zu Hause, in Zürich Nord, wo er als Sohn eines Handwerkers aufgewachsen war, in den Armen seiner Frau und seiner beiden Kinder. Noch auf dem Sterbebett diktierte er seine letzte Eingabe. *Alex Baur*

Gar nicht mal so selten hört man die verwunderte Bemerkung, wie radikal doch diese oder jene Person im Alter ihre Standpunkte verändert habe. Doch dann stellt man fest, dass sich der Mensch treu geblieben ist. Es war das Koordinatensystem um ihn herum, das sich verschoben hat.

Bei wenigen Politikern wurde das deutlicher als bei Antje Vollmer. Als Mitbegründerin der Grünen lagen ihr Pazifismus und das Vermächtnis «Nie wieder Krieg» genauso am Herzen wie Natur- und Umweltschutz. Doch im Alter musste sie mitansehen, wie ihre Partei, die sie in Amt und Würden an die Macht geführt hatte, zu einer Truppe von Bellizisten mutierte, für die Frieden in der Ukraine nur mit Waffen möglich ist.

Dabei war sie nur konsequent. Die evangelische Theologin hatte schon gegen die Kriege in Jugoslawien, im Kosovo, in Afghanistan und im Irak Stellung bezogen. Sie war immer für Ausgleich und Gespräche – notfalls auch mit den inhaftierten Terroristen der Rote-Armee-Fraktion. Diese Fähigkeit kam ihr zugute, als sie als erste Grüne Vizepräsidentin des Bundestages wurde. Auch in der Union schätzte man ihre souveräne, ausgleichende Art.

In ihrer Partei freilich wurde sie spätestens untragbar, als sie den Appell von Sahra Wagenknecht und Alice Schwarzer für einen Waffenstillstand in der Ukraine unterzeichnete. Entsprechend dünnlippig fiel der Nachruf der derzeitigen Grünen-Führung auf eine Frau aus, der die Partei so viel zu verdanken hatte: «Antje Vollmer war bekannt dafür, ihre Meinung, Werte und Überzeugungen konsequent zu vertreten. Dabei war sie durchaus streitbar.» Ja, durchaus.

Wolfgang Koydl



«Nie wieder Krieg»: Pazifistin Vollmer.

Buchhalter der Zeitenwende

Wie Olaf Scholz kaufmännische Tricks zum Zeitgeist machte.



Seit gut einem Jahr ist das Wort Zeitenwende gross in Mode. Es vermittelt den Eindruck des Denkens in grossen Linien, des Erkennens grundsätzlicher Strömungen, niemand würde sagen, das seien Buchhaltertypen, die mit diesem Begriff um sich werfen. Und doch ist es so: Dahinter stecken Buchhalter-Gedanken.

«Zeitenwende» taucht nun in den verschiedensten Zusammenhängen auf, immer wenn jemand befreit den Blick für ein neues Gebiet oder eine neue Betrachtungsweise öffnen will. Oder wenn kritisiert wird, dass andere blind seien, dass sie die Zukunft verschließen. «Neutralität: Der Bundesrat ist blind für die Zeitenwende», hiess es soeben in der *NZZ am Sonntag*. Das Schweizer System belohne Zögerlichkeit, nicht Mut. Deshalb klammere sich der Bundesrat an einen strikten Begriff von Neutralität.

«Der Bundesrat reagiert wie immer bei einer Zeitenwende: ratlos» hatte die gleiche Zeitung im Frühling 2022 getitelt und im Sommer sodann «Zeitenwende bei den Handy-Updates»: Bei den mobilen Betriebssystemen werde Apple knausriger, Google grosszügiger. Das Wort ist also universell anwendbar, wenn man zum Ausdruck bringen will: Die Geschichte geht voran, und wir sind vorne mit dabei.

Der Begriff «Zeitenwende» wurde von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) zum Wort des Jahres 2022 gekürt. Der Ausdruck wurde vor allem bekannt durch eine Rede des deutschen Bundeskanzlers Olaf Scholz (SPD) Ende Februar 2022, als er sagte, der russische Überfall auf die Ukraine markiere eine Zeitenwende, er bedrohe die gesamte Nachkriegs-

ordnung. Und die gesamte deutsche Wirtschafts- und Energiepolitik habe sich völlig neu ausrichten müssen.

«Zeitenwende» wurde schliesslich auch von internationalen Medien als schickes Wort in der angelsächsischen Welt aufgegriffen.

Wer von «Zeitenwende» spricht, sieht sich in der Rolle als aufmerksamer Beobachter von Veränderungen, gilt als wacher Frühwarner, der mit seiner Weitsicht anderen einen Dienst erweist, ihnen sagt, dass sie sich auf etwas Neues einstellen müssen.

Aber nun ganz nüchtern: Aus ökonomischer Sicht ist das Ganze etwas viel Handfesteres. Das Reden von der Zeitenwende erinnert an einen der gängigsten Kunstgriffe in der Buchhaltung: Man will nichts mehr zu tun haben mit bisherigen Verpflichtungen und streicht sie deshalb. In der Sprache der Rechnungslegung heisst das: Man schreibt sie ab, Wertberichtigung, aus den Augen.

Das schmerzt kurz, weil man dann zum Beispiel einen Verlust ausweisen muss oder jemanden sauer macht, geht aber vorbei.

Besonders bekannt ist das Ritual beim Antritt eines neuen Chefs in einer Firma: Er kommt, schaut sich um, kritisiert, ändert und macht in der ersten Jahresrechnung unter seinem Regime möglichst grosse Abschreibungen.

Sein Argument: Das sind Fehler des Vorgängers, die man nun im ersten Jahr des neuen Chefs halt abbuchen muss. Und umso höher sind die Gewinne in den Jahren danach.

Das ist die Zeitenwende: Neue Rechnung, nun kann man Altlasten abwerfen, frühere Verpflichtungen vergessen, ausblenden, was man

einst versprochen hat oder andere versprochen haben. Reset-Taste. Schau vorwärts, nicht zurück. Wer das unter den Titel Zeitenwende stellt, kann eine solche Kurzfristorientierung als langfristige Vorausschau verkaufen – ausser jemand schaut in der Buchhaltung die Abschreibungen mal genauer nach.

Soziale Wärme pumpen

Der deutsche Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck hat Haushalten mit tiefen und mittleren Einkommen versprochen, dass für sie der Umstieg auf eine Wärmepumpe ab 2024 nicht teurer werde als eine neue Gasheizung. Für eine begrenzte Zeit, in der Wärmepumpen teurer seien als Gasheizungen, sollten laut den Angaben diese Haushalte sie durch eine soziale Förderung für den Preis bekommen, den eine Gasheizung kosten würde. Wärmepumpenanbieter werden das Signal verstehen: Je höher sie ihre Verkaufspreise halten, desto höher die Lücke, die der Staat den Haushalten bezahlt. Da haben beide Parteien etwas vom Staat, das bringt sozialen Zusammenhalt.

Was heisst da Teffmehl?

Die Website der Bundesverwaltung meldet, dass in Bauckhof-Teffmehl zu hohe Werte von Tropanalkaloiden gemessen wurden. Eine Gesundheitsgefährdung könne nicht ausgeschlossen werden. Das Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen empfiehlt, das betroffene Produkt nicht zu konsumieren. Bringt diese Erwähnung auf offiziellster Plattform der Firma jetzt eigentlich mehr Nutzen als Schaden? Nachahmen?

GESCHICHTE

Edward VII.



Personifizierung eines Luxustigers: Britanniens König mit französischer Bulldoge.

Spitznamen wie «Playboy Prince» waren von der Massenpresse verbreitet worden.

Seite 54

Eine Vorliebe des Prinzen kommt Genießern noch heute zugute: Champagner.

Seite 55

Die erotische Liaison mit Lillie Langtry, die für drei Jahre folgte, wurde kostspielig.

Seite 56

Edward VII. gilt als Schöpfer des Smokings, des Hosenumschlags und der Bundfalte.

Seite 57

Champagner, Sex und royale Romantik

Fast wäre Prinz Bertie als unzüchtiger Thronfolger in die Geschichte eingegangen. 1901 wurde Edward VII. mit knapp 60 Jahren doch noch König von Grossbritannien. Das Vermächtnis des Lebemanns ist im Instagram-Zeitalter aktueller denn je.

Peter Littger

Mehr als ein halbes Jahrhundert musste Albert Edward auf den britischen Thron warten, den er schliesslich 1901 für seine letzten neun Lebensjahre bestieg. Als am Ende sein Herz versagte und er im Beisein seiner tauben Ehefrau Alix und seiner letzten offiziellen Geliebten Alice Keppel umfiel, konnte er auf ein Leben voller Extravaganz zurückblicken. In 68 Jahren hatte er nichts ausgelassen, was die aufkommende Moderne reichen und hungrigen Menschen wie ihm längst ermöglichte: Bordelle mit elektrischem Licht, Yachten mit Motoren und eiskalter Champagner an jedem Ort der Welt.

Spitznamen wie «Playboy Prince» oder «The Carresser» («Der Liebkooser»), für die Bertie kräftig gefeiert und gefummelt hatte, waren von der gleichzeitig aufkommenden Massenpresse verbreitet worden. Nach einem Kommentar der Londoner *Times* von 1890 habe der Prince of

Wales kein Recht auf ein Privatleben, da er «die sichtbare Verkörperung des monarchischen Prinzips» sei. «Dirty Bertie» musste akzeptieren, dass er sich unter den neuen Bedingungen nicht mehr verstecken konnte wie seine Vorfahren. Und das Publikum musste damit leben, was sie sahen.

Zwölf Gänge zur Mittagszeit

Edward VII. – wie er sich als König nannte – war zeitlebens Kettenraucher: mit einer Zigarre zum Aufstehen und mehreren Zigaretten vor dem Frühstück. Er war Vielfrass: mit bis zu zwölf Gängen zur Mittagszeit. Er war Jäger von Tieren und Frauen, also ein Grosswild- und Schürzenjäger mit einer Bilanz von etwas weniger erlegten Elefanten als Damen.

Im 2007 erschienenen Buch «Royal Mistresses and Bastards» des britischen Genealogen Anthony J. Camp kann man nachlesen, dass

Edward ausserhalb seiner Ehe mit mindestens fünfzig Frauen geschlechtlich verkehrte. Mit vielen davon kurzzeitig. Mit manchen gleichzeitig. Und mit ein paar Auserwählten für längere Zeit, wie etwa Alice Keppel – eine Urgrossmutter der britischen Königin Camilla. Oder eine gewisse Jennie – die Mutter von Winston Churchill. Oder Lillie Langtry, die sich als Schauspielerin versuchte, aber vor allem als erste offizielle Geliebte des Prinzen bekannt war – sogar bei Hofe, weil eine Scheidung der

noch viel grössere Skandal gewesen wäre. Langtrys Prominenz machte sie zur ersten Celebrity im Königreich. Sie liess Millionen Pin-up-Fotos von sich verkaufen und machte Werbung für Seife. Angesichts seiner grosszügigen Geschenke, zu denen auch ein Haus in London zählte, soll der Prinz bemerkt haben: «In dich ist so viel geflossen, dass man davon ein Kriegsschiff bauen könnte.» Lillie Langtry entgegnete: «Von

dir ist so viel in mich geflossen, dass das Kriegsschiff darin schwimmen könnte.»

Nichts hatte Königin Victoria, Berties strenge Mutter, mehr gefürchtet als eine Wiederholung der Dekadenz ihrer hannoverschen Ahnen wie des Onkels und Vorvorgängers Wilhelm IV. – dem Camp zehn uneheliche Kinder attestiert. Obwohl es im Fall von Bertie – naturgemäss – dieselben Gerüchte gab, kann Camp keine «Bertie bastards» bestätigen. Sein sexueller Habitus stellte trotzdem alles in den Schatten, was über die Triebhaftigkeit seiner Vor- und Nachfahren bekannt ist – einschliesslich Prinz Andrew, der heute mit dem öffentlichen Spitznamen «Randy Andy» lebt.

Die Unzucht des Sohnes hatte sogar zum ungeheuren Vorwurf der Königin geführt, seine Eskapaden hätten seinen Vater – den deutschen Albert von Sachsen-Coburg und Gotha – dermassen mitgenommen, dass er

vor Kummer mit 42 Jahren verstorben sei. Obwohl das medizinischer Unsinn ist (Albert war entweder Typhus oder Magenkrebs zum Opfer gefallen), wurde Bertie danach nicht wie ein Thronfolger, sondern wie ein Schäd-

Das Edelbordell «Le Chabanais» in Paris richtete sich nach dem maximal betuchten Stammgast.

ling behandelt und von Staatsgeschäften ferngehalten. Das wiederum spornte den Stammhalter nur noch mehr an, seinen Vergnügungen nachzugehen – und das immer exzessiver, effizienter und einfallreicher.

«Reise unbedingt inkognito»

Nicht ohne Grund klagte Victoria über genau diese drei «e» – also über Berties Konsequente wie rücksichtslose Methoden, den Genuss zum höchsten Lebensprinzip zu machen. Und wieder machte sie es nur schlimmer, als sie ihm befahl, erst gar nicht auf die Idee zu kommen, einer Einladung des französischen Kaisers nachzukommen und sich über Nacht in dessen Schlössern aufzuhalten. Viel zu gross wäre das Gerede danach und womöglich auch die Verpflichtung zu einer Gegeneinladung, die Schloss Windsor noch in ein «Bed and Breakfast» verwandeln könnte. «Reise unbedingt inkognito, nimm Dir ein Hotel in Paris, und verhalt Dich diskret!», schrieb Victoria 1864. Da mag Bertie sich gedacht haben: *As you wish, Mama!* Belegt ist, dass er mit dem Titel Baron of Renfrew als Deckname loszog und fortan praktisch jede Auslandsreise – egal, wohin sie führte – um mindestens einen Zwischenstopp in Paris erweiterte.

Irgendwann war Edwards Liebe für die französische Hauptstadt dermassen ausgeprägt, dass sich das Edelbordell «Le Chabanais» nach dem maximal betuchten Stammgast richtete – oder besser gesagt: einrichtete. Autor Stephen Clarke erzählt in seinem 2014 erschienenen Buch «Dirty Bertie – An English King Made in France», dass sich Edward am liebsten im in-



Wappen von Edward VII.



Vorbild einer aufstrebenden Freizeitkaste: Königspaar Edward VII. und Alexandra.



Sagenhaft frivol: Edwards «Love Chair».



Zum Snob geboren: Klein-Edward (1846).

disch gestalteten «Hindu Room» verlor. 1890 gab er dafür ein Möbelstück in Auftrag, das als «Love Chair» in die Sexgeschichte eingegangen ist. Der bizarre Stuhl hatte zwei mit Brokatstoff bezogene Flächen, goldene Haltegriffe und vier Stützen für Füße. Als ein Nachfahre des Herstellers Soubrier das Original 2018 für 53 000 Pfund ersteigerte, wurde im Netz viel über die Nutzungsvarianten (vor allem zu dritt) spekuliert. Fest steht: Das Objekt war eine für viktorianische Massstäbe sagenhaft frivole Erfindung.

Eine andere Vorliebe des Prinzen, die ebenfalls in Frankreich eine Produktinnovation förderte, kommt betuchten Genießern noch heute zugute: der trockene Champagner! Am Hauptsitz der Marke Ayala, die zu Bollinger gehört, ist man selbst nach 140 Jahren noch ganz benommen von dem, was auch am Eingang zu ihrer Kellerei im Örtchen Ay-Champagne steht: dass es Prinz Albert Edward war, der verlangte, den damals üblichen Zuckergehalt von mehr als 120 Gramm pro Liter auf 20 oder weniger zu senken – der heutige Standard. 1865 besass

der Champagner von Ayala die von Edward in London bestellte Trockenheit und stieg zum ersten Hoflieferanten auf.

Macht und Selbstherrlichkeit

Für die Träger konservativer Mode ist Prinz Bertie unterdessen eine Stilikone geblieben: Auf einem Fest soll ihm der Frack zu lang gewesen sein, also schnitt er ihn ab. Während der Jagd stand ihm der Matsch bis zu den Waden, also krepelte er die Hose hoch. Und als ihn auch der Bund zwickte, bestellte er sich eine Hose mit

LEBENSÄUFE

Sie war ein Schlachtschiff erotischer Fantasien: Auf den Spuren von Lillie Langtry in London

«Hätte ich die Wahl gehabt, ich hätte lieber Lillie Langtry entdeckt als Amerika!» Ein flamboyantes Bekenntnis des irischen Literaten Oscar Wilde, der nicht zufällig eine Lilie im Knopfloch trug, wenn er durch London spazierte. Gelegentlich wartete er schmachmend auf der Türschwelle der Angehimmelten – wie sie 1925 in ihrer Autobiografie erzählte. Auch sie war voller Zuneigung – platonisch wohlgerneht, was für die Beständigkeit der Freundschaft sorgte.

Nur wenige Personen beschäftigten die Öffentlichkeit im viktorianischen Königreich wie Lillie Langtry. Schon bevor sie als Schauspielerin bekannt war, warb sie mit ihrem blumigen Namen und ihrem brünetten Kopf: für Seife – gegen den äusseren Schmutz. Zugleich erregte sie schmutzige Gedanken. Massenhaft hielten die Herren ein Pin-up-Foto von ihr in ihren Geldbörsen versteckt: Erotische Fotos waren eine Killer-App der Zeit.

Dass Langtry von der Insel Jersey stammte, die aus englischer Sicht halb in Frankreich liegt, gab ihr den Zauber einer Fremden. Und dass sie sich in einen Jungen verliebt hatte, der ihr Halbbruder war, entfremdete sie der Liebe. 1853 als Emilie Le Breton geboren, war sie die einzige Tochter eines promiskuen Pfarrers.

«Magnetische Persönlichkeit»

Der Umgang mit sechs offiziellen Brüdern war zuträglich fürs Selbstbewusstsein und einen derben Witz. Schon 1873 galt Langtry in London als das, was man noch nicht It-Girl oder Celebrity nannte, sondern *socialite*: eine Gesellschaftslöwin – beliebt als schlagfertige Gesprächspartnerin und geliebt als Mätresse und Konkubine. Als sie 1881 Mutter wurde, kamen mehrere Väter in Frage. Schliesslich wurde es Prinz Louis of Battenberg, der deutschstämmige «Seelord», der ab 1917 Mountbatten hiess und Namenspatron der englischen Königsfamilie werden sollte.

Prinz Bertie, ein Freund Battenbergs – und von 1901 bis 1910 König Edward VII. –, hatte sich 1877 während eines Abendessens neben der verheirateten Langtry platzieren lassen. Sie habe ihn nicht erkannt, behauptete sie später. Umso mehr habe seine «magnetische Persönlichkeit» sie angezogen – und aus-

gezogen. Die erotische Liaison, die für drei Jahre folgte, wurde kostspielig, und der Prinz erklärte: «In dich ist so viel geflossen, dass ich ein Schlachtschiff finanzieren könnte.» Sie entgegnete: «Von dir ist so viel in mich geflossen, dass es darin schwimmen könnte.»

1882 lernte sie Oscar Wilde kennen, und 1899 wurden die beiden in London Nachbarn. Während er sich auf der Sloane Street im «Cadogan»-Hotel einquartierte, wohn-



Tochter eines promiskuen Pfarrers:
Gesellschaftslöwin Langtry.

te Langtry im selben Häuserblock. Als das Hotel um ihre Wohnung erweitert wurde, durfte sie bleiben. 1895 wurde Wilde mit einem Liebhaber im Zimmer 118 verhaftet, kam ins Zuchthaus und starb bald. Langtry heiratete unterdessen erneut – und zog weiter: nach Amerika.

Weiterhin kann man in London auf ihren Spuren wandeln und sogar übernachten: Da ist zunächst das prächtig renovierte Hotel «The Cadogan», dessen Restaurant «Lalee» an Langtry erinnert. Wer sich unter ihrem Dach wohnen möchte, bucht das Zimmer 106 und bekommt ihren Eingang: 21 Pont Street.

Mangels Renovierung deutlich günstiger ist ein Aufenthalt im «Grand Royale»-Hotel. Laut Hotelleitung wurde das schmale vierstöckige Haus von Bertie in Auftrag gegeben: mit einem Privattheater, das man noch mit Bühne und Logenplätzen bestaunen kann. Eine Vitrine in der Lobby dokumentiert die Geschichte mit Fotos.

Der Londoner Theatres Trust widerspricht: Hartnäckig halte sich das Gerücht, belegt sei nichts. An zwei anderen Orten sind ähnliche Legenden widerlegt worden: Weder stammt das «Langtry Manor»-Hotel in Bournemouth vom königlichen Gönner, noch gab es ein «Liebesnest» im Londoner Stadtteil Hampstead. In ihren Erinnerungen notierte Langtry die Adressen Eaton Place, Norfolk Street (heute Dunraven Street) und Pont Street.

Suite mit Himmelbett

Trotzdem hat sich der per Booking.com gebuchte Besuch im «Grand Royale»-Hotel gelohnt. Weil die erhaltene Pracht die Fantasie anregt wie eine viktorianische Aktfotografie.

Geht man durchs Erdgeschoss mit einem holzvertäfelten Salon und dem ominösen Theaterraum (der eine meist traurig leere Bar ist), kommt man in ein bombastisches Treppenhaus. Es führt in prunkvolle Gesellschaftsräume in der Beletage. Vorbei an einem kleinen Vorsprung, auf dem die Hauslöwin ihre Gäste singend begrüsst haben könnte, geht es hinauf in die leider total verbauten Stockwerke. Der einzige, angeblich erhaltene Raum ist eine Suite mit Himmelbett.

Es sind das mit weissem und schwarzem Marmor ausgestattete Badezimmer und die freistehende Badewanne, wo Lillies Geist plötzlich auftaucht. Ob sie hier vor Liebe weinte oder schwitzte – oder niemals anwesend war: Man denkt an das königliche Schlachtschiff, das sie zum Schwimmen brachte. Nach einem Tag in London, der erotisch nicht animiert hat, ist dieser Moment die Entdeckung!

Peter Littger

The Cadogan.

75 Sloane St, London SW1X 9SG, United Kingdom.
www.belmond.com

Grand Royale London Hyde Park.

1–9 Inverness Terrace, London W2 3JP, United Kingdom.
www.grandroyalondon.co.uk

Falten. Er gilt somit als Schöpfer des Smokings, des Hosenumschlags und der Bundfalte. Und wer, wie Bertie, den untersten Knopf der Weste offen lässt, gilt als besonders stilsicher.

Doch Albert Edward war noch viel mehr als die Personifizierung eines Luxustigers. Er war ein Übergangsmensch zwischen früher und morgen, noch ganz im 19. und schon ziemlich sicher im 20. Jahrhundert. Einerseits ein Abkömmling höchster Macht und Selbstherrlichkeit – ohne das peinliche Gefühl von Rechenschaft und Sichtbarkeit. Andererseits ein Vorläufer der Royals von heute, die sich mit dem Volk und seinen Vertretern arrangieren müssen und konstitutionell wie medial eingebunden sind.

Vergleiche mit Charles III.

Edward VII. war ein Dandy und ein Snob mit zu vielen Affären, zu vielen Gelagen und zu hohen Schulden, der sogar mit einem leichten deutschen Akzent sprach. Trotzdem war sein Volk mit ihm happy. Weil er es schliesslich als König einlud, nach dem gedämpften viktorianischen Zeitalter zu feiern. Die «Edwardian period» ist mit ihren verzierten Mahagonischränken und silbernen Accessoires ein Begriff geblieben.

Bestimmt würde auch Charles III. gerne als Architekturpapst und Gartenliebhaber in die



Sehnsüchte der Neureichen: Edward VII.

Kunstgeschichte eingehen. Doch der heutige König, der sogar 74 Jahre auf den Thron warten musste, weiss, dass sein Leben vergleichsweise

beschaulich verlaufen ist und er niemals zum Halbrott aufsteigen wird: des «Jetset», der «Nobs», der «High-Society», der «Hautevolee» – oder wie man sie nennen mag.

Wahrscheinlich erlebte Edward einfach bessere Zeiten für einen ewigen Thronfolger. Er war das adelige Vorbild einer aufstrebenden Freizeitkaste, der «leisure class», die der US-Amerikaner Thorstein Veblen zum ersten Mal 1899

Er war ein Dandy mit zu vielen Affären, Gelagen und Schulden, der mit deutschen Akzent sprach.

beschrieben hatte: «Sie verbringen ihre Zeit unproduktiv, weil sie es sich leisten können, produktive Arbeit als wertlos zu betrachten. Sie können es sich leisten, ein Leben voller Eitelkeiten zu führen.» Edward lebte die Sehnsüchte dieser Neureichen und zugleich die romantische Vorstellung des europäischen Sturm und Drang – als ein Lebemann und ein Taugenichts. Wer sich alleine bei Instagram umschaute, erkennt rasch, dass dieser Mindset als Mix aus Bedürfnissen und Anspruch wieder zeitgemäss ist. Edward hat ihn für unsere Zeit vorgelebt – und hinterlassen.

Neu

Die neuen TEMPUR Matratzen in allen 11 Filialen.

Das Schlafwohl-Team wurde am 6. & 7. März im TEMPUR-Headquarter auf die neuen Produkte geschult.



Die 5 Liegegefühle probeliegen oder zu Hause testen. Wir beraten Sie gerne.



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

SINCE
2006 

Bettenfachgeschäft Schlafwohl:

Zürich | Bern | Basel | Luzern | St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen | Rüslikon
anfrage@schlafwohl.ch, Tel. 044 700 01 09, schlafwohl.ch



VIP-Angebot: Parco San Marco Hotels & Beach Resort Paradies am Lago di Lugano

Inmitten einer subtropischen Parkanlage – auf halber Strecke zwischen Lugano und dem Comersee – liegt das «Parco San Marco» in Cima. Entdecken Sie diesen herrlichen Flecken Erde mit blühenden Zitronenbäumen, Palmen und Zypressen, und geniessen Sie unvergessliche Ferientage am Lago di Lugano mit einem Hauch von Luxus.

Das exklusive Resort mit hoteleigenem Privatstrand ist auf Gastfreundschaft und maximalen Komfort ausgelegt. Ob als Paar oder als Familie – hier werden Sie mit aussergewöhnlichen Leistungen verwöhnt und erleben Ihren ganz individuellen Traumurlaub.

Sie logieren in einer eleganten und stilvoll eingerichteten Suite mit atemberaubender Seesicht. Sechs Top-Restaurants und drei Bars sorgen für höchste Gaumenfreuden aus Küche und Weinkeller sowie für angeregte Stunden in angenehmer Gesellschaft. Maximale Entspannung finden Sie im grosszügigen Spa CEÒ mit beheiztem Innenpool, Infinity-Aussenpool, Snowflake-Kältekabine, Panorama-Sauna und Relax-Zonen.

Tagsüber haben Sie die Wahl aus einer Fülle von Freizeitaktivitäten. Wie wär's mit einem exotischen Cocktail am Strand? Oder haben Sie Lust auf einen Bootsausflug oder auf ein erfrischendes Tauchabenteuer im See? Kinder

haben die Möglichkeit, sich in den drei altersorientierten Klubs beim Klettern, im Kino, beim Yoga oder auf spannenden Erlebnisausflügen zu vergnügen.



VIP-Angebot für Familien und Paare

Parco San Marco Hotels & Beach Resort

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. «Buongiorno»-Frühstücksbuffet
- Freier Zugang zum Family SPA San Marco
- Kostenloses Fitness- und Entspannungsprogramm
- Nutzung des Privatstrands
- 50% Ermässigung auf den Parkplatz
- Kostenloses WLAN

Familien-Spezial

(max. 2 Erwachsene, 2 Kinder):

- Suite mit Seesicht (45–48 m²)
- Ein 4-Gang-Menü im Familienrestaurant «La Veranda & San Marco»
- Kostenlose Kinderbetreuung (April bis Oktober)
- Spezialpreis: € 1050.– (statt € 1500.–)

Paar-Spezial:

- Modern Junior Suite mit Balkon und Seesicht (30 m²)
- Ein 4-Gang-Menü im Restaurant «La Joie de Vivre»
- Einmaliger Eintritt für 4 Stunden im SPA CEÒ-Bereich
- Spezialpreis: € 999.– (statt € 1350.–)

Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert verfügbar vom 4. April bis 1. November 2023 (ausgeschlossen 12. bis 17. Juni, Juli und August sowie allgemeine Feiertage).

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter www.privateselection.ch/weltwoche oder über Telefon 041 368 10 05. Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Private Selection Hotels & Tours, Luzern
www.privateselection.ch

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Inszenierte Moral
vom Feinsten:
Die Rückgabe der
«Benin-Bronzen»
nach Afrika.
Peter J. Brenner, Seite 66



So ist das mit dem Dasein.

Wayne Thiebaud, *Three Cones*, 1964 – Die kleinen Dinge im Leben sind die wirklich grossen Fluchten aus den diversen Schattenlöchern des Daseins. Der Vorteil der kleinen Dinge gegenüber den grossen ist der, dass sie grösser werden können, während die grossen Dinge im Laufe der Zeit an Dimension verlieren.

Ein Eis essen im aufheizenden und erwärmenden Sonnenlicht des Frühlings ist einer der besten Ausflüge in ein Dasein, das süsslich duftet und auch so schmeckt, nach Erdbeeren, Schokolade, Pistazie, Haselnuss, und immer nach mehr. Und, um Baudelaire etwas frei zu zitieren: Und länger als die Liebe dauert ein Eis.

Es gibt keine treffendere Metapher auf das Leben als ein Eis. Das hat schon Charlie Brown begriffen. Er sitzt da mit Lucy, sie beide halten ein Eis in den Händen, und Lucy, wieder einmal irritiert vom eigenen Sein, seinen Widersprüchen und unerklärlichen Gefühlen, fragt, was das so sei und wie das so funktioniere, das Leben. Charlie überlegt und antwortet, Leben sei wie Eiscreme: Du musst es essen, sonst schmilzt es dir davon.

So ist das mit dem Dasein, es zerläuft, zerrinnt zwischen den Händen und hinterlässt manchmal einen vollen Bauch und manchmal Bauchschmerzen. Nichts wäre verschwendeter und lebloser, als seinem Leben nur zuzuschauen,

es anzuschauen und andern beim Verzehr zuzugucken, aus welchen Gründen auch immer. Das Leben ist kein Gemälde, vor dem wir stehen sollten wie vielleicht vor Wayne Thiebauds (1920–1921) drei erstarrten Cornets.

Die Cornets werfen Schatten, wie jedes Leben das tut, blaue Schatten gelegentlich, die daliegen wie ein Stückchen Himmel auf Erden, an dessen Ränder zumindest wir gelangen können, Tag für Tag, Eis für Eis. Und die kleinen Erlösungen in uns aufnehmen und für Momente selbst weschmelzen, bevor wir weitermarschieren müssen auf einem manchmal eisigen Grund.

Michael Bahnerth

Überraschende Wendungen

Colleen Hoover lebte mit ihrer Familie in einem Wohnwagen, als sie 2012 ihren ersten Roman online publizierte. Seither landet fast jedes ihrer Bücher auf den Bestsellerlisten.

Daniela Niederberger

Colleen Hoover: Nur noch ein einziges Mal.
Aus dem Amerikanischen von
Katarina Ganslandt. DTV. 416 S., Fr. 26.90

Wer einen Buchladen betritt, wundert sich in letzter Zeit. Es stapeln sich die Bücher einer Colleen Hoover. Und wer die Bestsellerlisten studiert, staunt noch mehr: Gleich mit vier Titeln war sie in Woche acht in der Schweiz am Start. «Nur noch ein einziges Mal» war auf Rang 1 bei den Jugendbüchern, «Nur noch einmal und für immer» belegte Platz 10 bei den Hardcovern, und zwei weitere kamen bei den Taschenbüchern dazu.

Noch krasser ist es in den USA, wo die Autorin herkommt. Im letzten Herbst waren neun der fünfzehn Toptitel der *New York Times*-Bestsellerliste von ihr. Vor allem verblüffte die schiefe Zahl ihrer simultanen Bestseller. «Es sah aus, als ob ein von der Autorin bezahlter Hacker die Liste übernommen hätte», schrieb die spanische Zeitung *El País*.

So begeben Sie sich also in die städtische Bibliothek. Der langjährige Bibliothekar hat den Namen noch nie gehört. Im nahen Bücher-

Wenn sie Bücher anderer Autoren lese, werde sie neidisch. «O mein Gott! Die sind so viel besser!»

laden hat die Angestellte noch nichts von ihr gelesen. Meine Tochter dagegen ist im Bild. «Das war mal meine Lieblingsautorin.» Als sie dreizehn, vierzehn Jahre alt gewesen sei, habe sie ein paar Bücher gelesen, angefangen mit «Weil ich Layken liebe». Nun aber, als Gymi-Schülerin, lese sie solches nicht mehr.

Geheimnis Tiktok

Die 43-jährige Colleen Hoover wuchs auf einer Farm in Texas auf. Sie arbeitete als Sozialarbeiterin für neun Dollar in der Stunde und heiratete mit zwanzig Jahren ihren Schulschatz Heath Hoover, einen Fernfahrer. Die beiden wohnten in einem Trailer und haben drei Söhne.



Mit zwanzig Romanen mehr als zwanzig Millionen Bücher verkauft: Autorin Hoover.

Die Idee zu ihrem ersten Buch kam ihr 2011, als sie einen ihrer Söhne zur Theaterprobe an der Schule begleitete. Innert eines Monats war «Slammed» geschrieben (deutscher Titel: «Weil ich Layken liebe»). Anfang 2012 erschien es online im Self-Publishing von Amazon. Es ging um die achtzehnjährige Layken, die sich am neuen Wohnort Hals über Kopf in ihren Nachbarn verliebt (und er sich in sie), doch es stellt sich heraus, dass er ihr Lehrer ist. «Slammed» bedeutet: Die Tür wird einem vor der Nase zugeschlagen. Layken macht zudem Slam Poetry.

Am ersten Tag wurde der Roman sechsmal heruntergeladen, am zweiten sechzigmal. Er erhielt fünf Sterne von einer bekannten Buch-Bloggerin. Colleen Hoover freute sich sehr, als sie dreissig Dollar an Tantiemen erhielt. Sieben Monate später war das Buch ein *New York Times*-Bestseller. Bald folgten 50 000 Dollar, davon zahlte sie ihrem Stiefvater das Geld für den Trailer zurück. Sie schrieb den Folgeroman «Point of Retreat» (deutsch: «Weil ich Will liebe») – und hatte Mitte Jahr schon zwei Bestseller.

Ein blaues Auge

Zwanzig Romane und Novellen sind mittlerweile erschienen, sie hat mehr als zwanzig Millionen Bücher verkauft. Die Buchwelt kratzt sich am Kopf. Nicht nur über die Verkaufsrekorde, sondern auch darüber, dass Romane, die Hoover vor Jahren geschrieben hat, plötzlich erneut in den Bestsellerlisten auftauchen. Irgendetwas an der Verkaufsmechanik ist eigenartig.

Das Geheimnis heisst Tiktok. Hoovers Fans – meist junge Frauen – filmen sich und ihre Reaktion auf Hoovers Bücher in überschwänglichen kurzen Videos. Einige schluchzen hemmungslos. Oder die Leserinnen schreiben ekstatische Online-Rezensionen. Sie nennen sich CoHorts. «Es sind vor allem junge Mädchen, die Colleen Hoover lesen», stellt auch Melissa Nussbaumer von der Buchhandlung Lüthy in Winterthur fest. Mehr und mehr aber auch Frauen zwischen dreissig und fünfzig Jahren. Zu Hoovers Lesungen reisen die Fans von weit her an und stehen stundenlang in der Schlange, um ihre Bücher signieren zu lassen.

Das alles für simple Liebesromane? Nicht ganz. Zwar verlieben sich die junge Heldin und der Held gerne auf den ersten Blick, aber dann wird es kompliziert, und es kommen Verletzungen aus der Kindheit zum Vorschein. Es geht um gewalttätige Väter, mörderische Mütter, sexuellen Missbrauch, Drogen, Selbstmord. Damit liegt Hoover im Trend: In den letzten Jahren sind einige Romane zu den Themen «Missbrauch» und «Trauma» erschienen, etwa Hanya Yanagiharas «A little Life» oder «Ich, Eleanor Oliphant» von Gail Honeyman. Und es gibt auf Tiktok ganze Communitys, wo junge Menschen über ihre mentalen Probleme sprechen.

Und dann ist Colleen Hoover auch einfach wahnsinnig gut im Schreiben von Sexszenen.

Einige ihrer Romane sind ab vierzehn Jahren, andere werden erst ab siebzehn Jahren empfohlen und figurieren unter New Adult / Erotik.

2016 schrieb sie ihr berühmtestes Buch, «It Ends With Us» («Nur noch ein einziges Mal»). Natürlich war es ein Bestseller. Dann kam vier Jahre später die Pandemie, alle sassen zu Hause, noch mehr junge Frauen entdeckten das Lesen und «It Ends With Us», und andere frühere Werke wurden erneut in die Hitparaden katalpultiert. Das Buch wird nun mit Blake Lively in der Hauptrolle verfilmt.

Der Roman beginnt auf dem Dach eines Hochhauses in Boston. Lily Bloom sitzt auf der Brüstung, sie kommt von der Beerdigung ihres Vaters, der die Mutter jahrelang geschlagen hat. Dann betritt Ryle Kincaid die Dachterrasse, er will nach einem anstrengenden Tag in Ruhe

Colleen Hoover arbeitete als Sozialarbeiterin für 9 Dollar in der Stunde und heiratete mit zwanzig.

kiffen und gerät in Angst, als er Lily so sitzen sieht, hat sich doch vor kurzem genau hier jemand in den Tod gestürzt. Man kommt ins Gespräch, und das liest man gerne, weil Hoover ein Profi ist in Sachen zickig-flirtender Dialoge.

Ryle ist Neurochirurg in Ausbildung, hat gerade einen Buben notoperiert, der mit der Waffe des Vaters spielte und starb. Er ist gut manikürt, schön, trägt ein Burberry-Hemd, und Lily spürt seine tiefe Stimme in ihrem Magen. «Das ist nicht gut. Stimmen sollten bei den Ohren aufhören.» Bald spielen sie das Spiel «Nackte Wahrheiten», bei dem man sagen muss, was man denkt. Es stellt sich heraus, dass Ryle an einen One-Night-Stand denkt, Lily aber nicht.

So geht das einige Monate, Jäger und Gejagte, aber beide haben auch viel zu tun. Der Doktor muss siamesische Zwillinge operieren, und Lily eröffnet einen Blumenladen (Lily Bloom!), obwohl sie einen super Wirtschaftsabschluss hat und in einer Marketingfirma arbeitet. Wie sie so im noch leeren Ladenlokal steht, bietet sich eine Alyssa an, ihr gratis beim Einrichten zu helfen; eine Millionärgattin, die sich langweilt, aber sich mega auskennt auf Pinterest. Und was für ein Zufall: Sie ist die Schwester des Chirurgen!



Ryle verliebt sich in Lily, man zieht zusammen, doch bald kommt seine gewalttätige Seite zum Vorschein, am Abend, als Lily zum ersten Mal für ihn kocht – nackt, nur mit Schürze. Die beiden sind leicht angeschickert, er will die Kasserolle aus dem Ofen nehmen und verbrennt sich die Hand. Sie lacht, und er schlägt ihr ein blaues Auge.

Das Buch ist aus der Sicht von Lily geschrieben und emotional hochtourig. Man lacht und schreit und liegt sich in den Armen. Die Story mag unplausibel tönen und von allem zu viel auftischen. Aber so essen Teenager ja auch; sie stopfen sich mit süssen, fetten und salzigen Dingen voll. Und sie geraten von einer Emotion in die nächste.

In der Originalsprache Englisch sind Hoovers Bücher nicht schlecht geschrieben. Sie kann in kurzen Sätzen vieles sagen. In der deutschen Übersetzung klingt vieles fürchterlich nach Groschenroman. «Der Typ ist echt süss.» «Erhasche ich den Anflug eines Lächelns?» Beim Sex kommen «süsse Folterqualen». Die deutschen Titel sind zudem um Welten schlechter als die prägnanten englischen. «It Ends With Us» ist ein raffinierter Titel, der nichts mit Sex zu tun hat, wie dies der deutsche «Nur noch ein einziges Mal» impliziert.

Die Szene mit der heissen Kasserolle ist echt. Colleen Hoovers Mutter erlebte sie mit ihrem ersten Mann, dem Vater der Autorin. Colleen und ihre Schwester waren noch klein, als die Mutter ihn verliess und später erneut heiratete – einen guten Mann. Wir wissen das, weil Colleen Hoover sehr offen über alles redet auf ihrem Instagram-Account, wo sie zwei Millionen Follower hat. Sie wirkt sympathisch und zeigt sich immer noch überrascht über ihren Erfolg. Sie komme sich vor wie eine Hochstaplerin, sagte sie der *New York Times*. Wenn sie Bücher anderer Autoren lese, werde sie neidisch. Sie denke dann: «O mein Gott! Die sind so viel besser, warum verkaufen sich gerade meine so, wie sie sich verkaufen?»

Grob gezeichnet

Unterdessen hört man auch kritische Stimmen. Junge Frauen finden, Hoover verkaufe alte Geschlechterideale: die junge, schwache Frau, die von einem weissen Ritter gerächt und gerettet werden muss. Das Opfersein würde romantisiert und ausserdem Sex als Totschlagargument für eine gute Beziehung benutzt.

Jedenfalls bieten die Bücher von Colleen Hoover gute Unterhaltung, die emotionalen Storys haben Zug, es gibt überraschende Wendungen und nicht immer ein Happy End. Allerdings fehlt es den Romanen trotz schwerer Themen an Tiefe und subtileren Empfindungen. Man bleibt im Moment und an der Oberfläche der in der Ichform geschriebenen Geschichten. Die Charaktere sind grob gezeichnet, und vieles ist schlicht unplausibel.

Ein Philosoph für das ganze Leben

Jürg Altwegg

Volker Reinhardt: Montaigne. Philosophie in Zeiten des Krieges. Eine Biographie. C.H. Beck. 330 S., Fr. 44.90

Frankreich streitet über die Sterbehilfe. An den Debatten beteiligen sich Ärzte, Politiker, Bischöfe, Bürger – Emmanuel Macron hat eine Kommission einberufen – und die besten Intellektuellen des Landes. Der liberale Philosoph André Comte-Sponville, Sohn einer depressiven und permanent suizidgefährdeten Mutter, befürwortet die Sterbehilfe: «Als Kind litt ich sehr an ihrem Leiden.» Michel de Montaigne ist einer seiner Lieblingsphilosophen, den er permanent zitiert. In seinem Plädoyer beruft sich Comte-Sponville auf dessen Aus-

Der Philosoph, der Denker und Dichter war, hat kein System und keine Welterklärung vorgelegt.

führungen über den richtigen Zeitpunkt: Dieser sei gekommen, «wenn es im Leben mehr Schlechtes als Gutes gibt».

Das allerdings kann auch schon in der Jugend so sein. Und es kann sich im Laufe des Lebens ändern. Der von Montaigne vor einem halben Jahrtausend formulierte Befund ist ein relativer, und das Einzige, was man aus heutiger Sicht mit Bestimmtheit sagen darf, ist: Montaigne selbst wäre der Letzte, der seinen Satz für eine end- und allgemeingültige Wahrheit halten würde. Gegner der Sterbehilfe – wie der Schriftsteller Michel Houellebecq – finden in dessen «Essais» ebenso überzeugende Gegenargumente.

«Schreiben gegen die Gewalt»

Und genau das strebte Montaigne an: Der Philosoph, der Denker und Dichter war, hat kein System und keine Welterklärung vorgelegt, sondern zu verstehen versucht, was Leben und Sterben bedeutet. Sein Thema sind der Mensch und die Welt. Im Laufe seines lebenslänglichen Schreibens bezog er sich immer mehr auf seine eigene Person und die Erfahrungen, die er – auch als gewählter Bürgermeister von Bordeaux – gemacht hatte. Gegenrede und Widerspruch waren ihm eine Bereicherung. Michel de Montaigne ist aktueller denn je und ein Philosoph par excellence für dogmatische, intolerante und kriegerische Zeiten.

Auf seinem offiziellen Porträt als Präsident der Republik – fotografiert wurde er von Gisèle Freund – hatte François Mitterrand die



Widerspruch als Bereicherung: Philosoph Montaigne.

Klassikerausgabe von Montaignes «Les Essais» in der Hand. Im vergangenen Jahr wollte der Philosoph Gaspard Koenig Präsident werden. Zur Vorbereitung seiner Kampagne wiederholte er zu Pferd Montaignes Reise von Bordeaux nach Rom. Während dieser hatte Montaigne die Kunde von seiner Wahl zum Bürgermeister erreicht. Er wurde – wie Macron 2022 – wiedergewählt. Doch Koenig führt seine Bewegung für die Freiheit mit dem Kampf gegen eine zum Totalitarismus tendierende Bürokratie und für die Rehabilitierung des gesunden Menschenverstands weiter. Montaigne bleibt sein Leuchtturm.

Bei Volker Reinhardt, dem deutschsprachigen Historiker im welschen Freiburg, Autor einer ganzen Reihe von Biografien, geht es um den Krieg. Das mag etwas opportunistisch erscheinen, ist aber der richtige Ansatz. Montaignes Werk ist im deutschen Kulturraum bestens rezipiert. Es gibt viele unterschiedliche Darstellungen – auch die Biografie von Jean Lacouture und die brillante Studie des Genfer Literaturwissenschaftlers Jean Starobinski liegen in Übersetzungen vor.

Volker Reinhardts Anspruch ist nicht gerade bescheiden: Er will Montaigne «erstmalig in seiner ganzen Geschichtlichkeit beleuchten». In seinem Vorwort erläutert er seinen Ansatz. «Schreiben gegen die Gewalt» ist es betitelt. Der Biograf beschreibt Montaignes Leben und Werk im Kontext der blutigen Religionskriege und «der Selbstzerstörung seines Landes».

Abscheu vor schlechten Betten

Das geschieht überzeugend und konsequent – manchmal ein bisschen ausschweifend. Reinhardt beginnt mit Montaignes Geburt 1533 und dessen Herkunft und beschreibt seine letzten Jahre bis zum Tod 1592. Er befasst sich mit dem politischen Engagement und dem Konflikt mit der Staatsräson. Doch das Anekdotische – die Vorliebe für gutes Essen, die Abscheu vor schlechten Betten – kommt nicht zu kurz. Auch ein «begnadeter Fälscher» war Montaigne und vieles, was er schrieb, «nachweislich verkehrt».

Mit der Niederschrift seiner «Essais» hatte Michel de Montaigne unter dem Einfluss der antiken Philosophie begonnen. Er emanzipierte sich



Moment des Unheils

Sylvie-Sophie Schindler

Oliver Hilmes: Schattenzeit.
Deutschland 1943: Alltag und Abgründe.
Siedler. 304 S., Fr. 37.90

Momente sind Auslöser für das, was man Schicksal nennt. Ein Begriff, bei dem die unheilvolle Komponente nicht zufällig mitschwingt. Für Karlrobert Kreiten war es der Moment, in dem er nicht geschwiegen, sondern gesprochen hat, der ihm sechs Monate später den Tod brachte – die Nationalsozialisten richteten ihn am 7. September 1943 in Berlin-Plötzensee hin. Er habe, wie es in einer Zeitungsmeldung hiess, «durch übelste Hetzereien, Verleumdungen und Übertreibungen eine Volksgenossin zu beeinflussen versucht und dabei eine Gesinnung an den Tag gelegt, die ihn aus der deutschen Volksgemeinschaft ausschliesst».

Damit wurde ein Mensch ermordet, der, obwohl erst Mitte zwanzig, als Jahrhunderttalent am Klavier gefeiert wurde; er war Meisterschüler des legendären Claudio Arrau, sein Name wurde bereits in einem Atemzug mit Walter Gieseking und Vladimir Horowitz genannt.

Virtuose Collage

Rund um das Schicksal von Karlrobert Kreiten schildert Oliver Hilmes in «Schattenzeit» Ereignisse aus einem durch und durch erschütterten Deutschland im Jahr 1943. Der Autor und Historiker, der es mit Biografien über Cosima Wagner und Alma Mahler-Werfel in die Bestsellerlisten schaffte, legt damit erneut ein Werk vor, das die unmittelbare Nähe zu einer Vergangenheit ermöglicht, die ebenso faszinierend wie erschreckend ist. Es werden jene schlaglichtartig porträtiert, die unerschrocken Widerstand leisteten gegen die Gräueltaten des NS-Regimes, ebenso wie jene, die seine willfährigen, enthusiastischen Vollstrecker waren.

So entsteht eine beeindruckend virtuose komponierte zeitgeschichtliche Collage, zusammengesetzt aus unter anderem Feldpostbriefen von Soldaten, Tagebucheinträgen von Thomas Mann und Artikeln aus der Modezeitschrift *Die Dame*. Dazu kommen Szenen und Ausschnitte aus Grossereignissen wie der Sportpalastrede von Joseph Goebbels, die am selben Tag stattfand wie die Verbreitung der Flugblätter der Weissen Rose durch Hans und Sophie Scholl. Auch Erich Kästner tritt auf, ebenso Victor Klemperer und der spätere Showmaster Hans Rosenthal aus seinem Versteck in einer Berliner Kleingartenanlage.

Und mittendrin also: Karlrobert Kreiten. Zu gerne wüsste man, wie sich seine musikalische Karriere weiterentwickelt und was er

uns an erhebenden Stunden durch sein fulminantes Klavierspiel geschenkt hätte. Es gibt viele Konjunktive, die schmerzhaft sind, diese gehören dazu. Nur wenige Sätze sollten die goldene Zukunft des gefeierten Pianisten zunichtemachen. Mehr noch als seine Aussagen war das Verhängnis die Person, gegenüber der er sie machte.

Übergangsweise wohnte Kreiten bei einer guten Freundin seiner Mutter in Berlin, die eine glühende Verehrerin Adolf Hitlers war. Er hätte also wissen können, was ihm drohte, doch an jenem Mittwochvormittag im März 1943, man sass beim Kaffee zusammen, konnte er nicht mehr an sich halten. «Ich kann Ihnen nur raten, nehmen Sie die Führerbilder von den Wänden, denn sonst haben Sie grosse Unannehmlichkeiten», schoss es aus ihm heraus. Hitler sei krank, ein Wahnsinniger. Ohnehin, der Krieg sei längst verloren, eine Revolution stehe kurz bevor.

Kreiten sprach damit aus, was sich längst abzeichnete: 1943 war das Jahr der Wende des Zweiten Weltkriegs. Mit der Vernichtung der 6. Deutschen Armee bei Stalingrad am 3. Februar war die erste entscheidende Niederlage der Hitler-Faschisten besiegelt. Immer deutlicher wurde, dass der Krieg nicht zu gewinnen war, der Widerstand in der Bevölkerung nahm zu. Doch eine Frau, die unerschütterlich an das Genie des Führers glaubte, konnte dafür nur blind sein. Kreiten's Aussagen waren eine Ungeheuerlichkeit, die geahndet werden musste; darauf drängten auch zwei weitere NS-Anhängerinnen, die von dem Vorfall Wind bekommen hatten.

Im Juni 2016, zum hundertsten Geburtstag von Karlrobert Kreiten, veröffentlichte ein Kölner Musiklabel eine CD mit sämtlichen erhalten gebliebenen Aufnahmen zwischen 1934 und 1938. Ein Klavierspiel, poetisch wie dynamisch, das auch eine stete Mahnung ist an das, was hätte gewesen sein können. Dank Hilmes' herausragendem Buch wird die Erinnerung daran weiter wachgehalten.

zusehends von seinen Modellen – ohne sie je zu verneinen – und stützte sich auf seine eigenen Erfahrungen. Er beschrieb sein Werk als «Diskurs meines Lebens und meiner Handlungen».

Die erste Ausgabe war 1580 erschienen, 1588 reiste Montaigne nach Paris, um die fünfte Edition zu korrigieren – es sollte die letzte zu Leb-

In seiner Bibliothek wartete er auf seinen Tod, arbeitete aber weiter an seinem Werk.

zeiten sein. Krankheit und Alter machten ihm das Leben schwer. In seiner Bibliothek wartete er auf seinen Tod, arbeitete aber weiter an seinem Werk – das an Lebhaftigkeit gewann und die Jahrhunderte überleben sollte.

Frühere Formulierungen überprüfte er mit dem Masstab seiner späteren Erfahrungen. «Das öffentliche Wohl», hatte er über seine politische Tätigkeit geschrieben, «verlangt, dass man zum Verräter werde und lüge.» Nach reiflichem Überlegen ergänzte er: «dass man lüge und morde».



„Du musst mich missverstanden haben, als ich sagte, lass uns mal wieder in eine gute Bücherei gehen ...“

Suters reizendes Comeback

Benjamin Bögli

Martin Suter: Melody.
Diogenes. 336 S., Fr. 34.90

Eines vorweg: Martin Suters neuer Roman ist bezaubernd, das Ende, sonst nicht seine Stärke, brillant. Der Bestsellerautor schlägt in seinem Buch einen versöhnlicheren, entspannteren Ton an als auch schon. In der Literatur heisst das nicht unbedingt Gutes, in Suters Fall funktioniert es. «Melody» ist eine Liebeserklärung an die Vorstellung einer grossen Liebe und eine Wertschätzung einer Kultur, die vom Zeitgeist zerrieben wird.

Auch diese Suter-Geschichte steckt voller kleiner Geheimnisse, die den Schlüssel zu einer grösseren Sache formen sollen. Der Geheimnisträger heisst Peter Stotz, Genussmensch, etwas über achtzig, körperlich todkrank, geistig vital; ein Mann des Schweizer Wirtschafts- und Polit-Establishments, der vor seinem Ableben den arbeitslosen Junganwalt Tom Elmer damit be-

auftragt, seinen Nachlass zu ordnen. Deshalb zieht Elmer in die Zürcher Villa des Mannes ein, der vielleicht noch ein Jahr zu leben hat, beginnt mit seiner Arbeit und lässt sich von Stotz' Geschichten, seinen vorzüglichen Schnäpsen und den hervorragenden Speisen der italienischen Köchin verführen. Überall im Herrenhaus hängen Porträts derselben Schönheit, vom Hausherrn selbst gemalt. Bei der Frau handelt es sich um Melody, seine Verlobte, die vor vierzig Jahren von einem Tag auf den anderen verschwand.

Martin Suter ist am 29. Februar 75 Jahre alt geworden. In letzter Zeit hatte man das Gefühl, die Lust am Geschichtenerzählen sei bei ihm nicht mehr ganz so gross wie auch schon.

Suter trifft einen charmanten Ton, der die Generationen verbindet und nicht spaltet.

Der Starautor machte den Eindruck, es gehe ihm vor allem noch darum, die Marke Martin Suter zu monetarisieren. Man kann beispielsweise für sechzig Franken im Jahr digital auf exklusive Texte und das Kolumnenarchiv des

Schriftstellers zugreifen. Es heisst, Suter habe über zehn Millionen Bücher verkauft: Wenn nur ein Bruchteil der Leserschaft ein Online-Abonnement löst, gibt das schon einen hübschen Batzen. Das ist völlig in Ordnung, schliesslich ist Suter einer der fantasievollsten und produktivsten Romanciers des Landes.

Neue Leichtigkeit

Inhaltlich wurden seine Veröffentlichungen aber weniger interessant. Bei der Krimiserie «Allmen» ist die Luft etwas raus. Der Gesprächsband mit dem deutschen Popliteraten Benjamin von Stuckrad-Barre «Alle sind so ernst geworden» (2020) plätschert seltsam unfassbar dahin, in «Elefant» (2017), seinem letzten Roman, verbiss Suter sich zu fest in Details, und die literarische Biografie «Einer von euch. Bastian Schweinsteiger» (2022) über den deutschen Ex-Fussballstar kam in den Medien richtiggehend unter die Räder. Wobei der ehemalige Werber Suter noch nie ein Liebling der Kulturspalten war, zu viel Unterhaltung ist dem Feuilletonisten ein Graus. Wahrscheinlich liess sich Suter deshalb in einem Interview zu dieser neckischen Aussage über Thomas Mann verleiten: «Manchmal glaube ich, dass er an seinem Buch auch dann weitergeschrieben hat, wenn er gar nicht wusste, wie die Geschichte weitergehen soll. Er hätte vielleicht eine strengere Lektorin gebraucht.»

Vielleicht ist es ja bloss ein Zufall, dass Suter die Liegenschaft am Zürichberg in seinem neusten Roman «Villa Aurora» nennt. Thomas Mann ging während seines Exils in Los Angeles in einem Haus desselben Namens, das seinem Schriftstellerkollegen Lion Feuchtwanger gehörte, ein und aus. In seinen besten Momenten hat «Melody», zumindest zwischen den Zeilen, sogar etwas «Zauberberg»-haftes. Dann nämlich, wenn der unbedarfte junge Anwalt Quartier in der Villa Aurora bezogen hat und der fiebrigen Stimmung, die da herrscht, langsam erliegt und sich der rauschhaften, ungesunden Lebensweise seines Gast- und Lohngebers angleicht. Suter erzählt wieder mit voller Leidenschaft, klug, im sprachlich einfachen und mitreissenden Geheimnis-Entschlüsselungs-Modus, der ihn bekanntgemacht hat. Gewissen Figuren und Handlungssträngen hätte er durchaus etwas mehr Platz einräumen können.

Hatten seine Werke jüngst eine ausgepresste Note, findet er nun zu einer neuen Leichtigkeit – und er moralisiert nicht: Die alten Reichen sind bei Suter jetzt nicht mehr einfach böse. Er trifft einen charmanten Ton, der die Generationen verbindet und nicht spaltet, wie es sonst derzeit hüben wie drüben, nicht nur in der Kulturszene, gepflegt wird. Suter biedert sich nicht bei der Cancel-Culture an. Im Gegenteil: «Melody» ist eine Hymne auf die Werte und die schönen Dinge, welche die westliche Welt und ihre globalen Erkundungen hervorgebracht haben.



Die alten Reichen sind jetzt nicht mehr einfach böse: Autor Suter.

Konfuses Sammelsurium

Wolfgang Koydl

Patrick Bahners: Die Wiederkehr.
Die AfD und der neue deutsche Nationalismus.
Klett-Cotta. 544 S., Fr. 34.90

Es ist der unerfüllbare Traum aller Historiker: mit den Protagonisten ihrer Forschung zu reden, sie zu befragen nach Motiven, Gefühlen, Wünschen. Anders Zeitgeschichtler: Sie können sich diesen Traum erfüllen. Ihre Studienobjekte oder deren Zeitgenossen sind noch am Leben.

Wer also zum zehnten Jahrestag der «Alternative für Deutschland» ein 500-seitiges Opus vorlegt, hat die Qual der Wahl: Vom Gründer Bernd Lucke bis zum gegenwärtigen Führungsduo Alice Weidel und Tino Chrupalla sind alle handelnden Figuren verfügbar und wahrscheinlich sogar erpicht darauf, sich zu Motiven, Gefühlen und Wünschen zu äussern. Patrick Bahners hat davon keinen Gebrauch gemacht. Er hält sich die AfDler vom Leib wie Aussätze, als ob ihn der blosser Kontakt anstecken würde. Und dann ist da wohl noch die alte Journalistenfurcht, dass gute Geschichten beim Kontakt mit der Realität zersterben. Warum soll man sich Vorurteile zerstören lassen?

Die Wähler kommen nicht vor

Aber wollte Bahners überhaupt ein Buch über die AfD schreiben? Oder schwang er sich nur aufs Trittbrett des Jahrestages, um zu verbreiten, was er schon immer sagen wollte? Sein Buch heisst «Die Wiederkehr» und meint damit den «neuen deutschen Nationalismus»: «Er kehrt tatsächlich wieder, nachdem es in den sieben Jahrzehnten nach 1945 x-fach falschen Alarm gegeben hatte», schreibt Bahners und tönt damit ein wenig wie Timur Vermes' Roman «Er ist wieder da» über eine fiktive Rückkehr Hitlers.

Ein interessantes Thema, auch wenn für Bahners ein «angeblich normales Nationalbewusstsein» grundsätzlich schlecht ist und er diesem «Bund von Fanatikern und Opportu-

Schwang er sich nur aufs Trittbrett des Jahrestages, um zu verbreiten, was er schon immer sagen wollte?

nisten», diesen «Brüllaffen» und «Chauvinisten des zweiten Bildungsweges» die Existenzberechtigung abspricht. Die Wähler der Partei kommen erst gar nicht vor.

Doch darüber könnte man hinwegsehen. Eine gut geschriebene Polemik ist ebenfalls lesenswert. Dazu müsste sie freilich gut geschrieben sein, und man würde gerne wissen, was der

Autor schreiben wollte. Das Porträt einer Partei? Eine Sittengeschichte des Nationalismus? Man bleibt ratlos, denn vermutlich weiss es Bahners nicht einmal selbst. Sein Buch ist ein Sammelsurium aus Thesen, Zitaten, Anekdoten. Er kommt vom Hölzchen aufs Stöckchen, es gibt keinen roten Faden, keine Chronologie, keinen Rahmen. Dafür seitenlange Biografien irrelevanter Zeitgenossen.

Fast ein Fünftel des Buches verschwendet der Autor für den Fall Thomas Kemmerich, jenen FDP-Politiker, der vor drei Jahren mit den Stimmen der AfD kurzfristig zum Ministerpräsidenten von Thüringen gewählt wurde. Wenn das ein Fanal war, hat es nicht gezündet.

*Neue Kapitel
schreiben
– und drucken!*



Bahners aber misst dem Ereignis dieselbe Bedeutung zu wie 9/11 oder der Mondlandung: «Viele Bundesbürger dürften noch wissen, wo sie gerade waren, als sie um halb zwei am 5. Februar 2020 die Nachricht von Kemmerichs Wahl erhielten.»

Tun sie nicht. Dafür löst Bahners das Geheimnis der Cowboystiefel, die Kemmerich trägt. Sie seien «das genaue Gegenteil eines Kostüms aus dem Karneval, wo im Cowboy der laufenden Session schon der Indianer des närrischen Neuanfangs steckt».

Unfreiwillig komische Stilblüten finden sich zuhauf. Da kommt Ex-AfD-Frau Frauke Petry «unter die Räder, die sie geölt» hat, das Volk ist «ein Behältnis, das sein eigener Inhalt ist», und die AfD «ein raubvogelartiges Lebewesen, das zum Fliegen nur einen Flügel braucht und dank dieser einseitigen Entwicklung alle Konkurrenten aussticht». Da wundert sich der Ornithologe, und der Leser fragt sich: Was, wenn der AfD noch ein zweiter Flügel wächst?



Die Bibel

Ziemlich unmögliche Nachfolge

Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, taugt für das Reich Gottes (Lukas 9, 62). – Einer der Jünger bietet Jesus an, ihm nachzufolgen, sich also vorbehaltlos mit ihm zu solidarisieren. Jesus weist ihn ab mit der Bemerkung, er wisse nicht, worauf er sich einlasse. Der zweite Jünger wünscht vor der Nachfolge einen Aufschub, um seinen verstorbenen Vater zu begraben. Das ist anständig und gesetzeskonform: zuerst die guten Sitten, dann die Nachfolge. Jesus lehnt diese Priorität ab. Der Dritte versteht die Nachfolge als selbstgewähltes Lebensprogramm und stellt Bedingungen. Auch sein guter Wille genügt Jesus nicht. Damit bekommt die Nachfolge Jesu etwas sehr Radikales. Offenbar trennt sie einen Menschen von seiner bisherigen Existenz und versetzt ihn in eine neue Lage.

Wer die Hand an den Pflug legt, blickt voraus und bemüht sich um die Sicherung seiner Zukunft. Und wer zurückblickt, sieht die Vergangenheit, auch seine persönliche, mit ihren Höhepunkten und Trümmern. Geschichte hat immer auch mit Schuld zu tun. Jesus redet oft von der Schuld, aber nicht um anzuklagen, sondern um zu vergeben. Der Vergabung haftet der Geruch der Ungerechtigkeit an. Deshalb sind Strafe und Sühne logischer und beliebter. Aber die Sühne und erst recht die Rache reissen neue Wunden auf und hinterlassen offene Rechnungen. Der Blick auf die gute Zukunft ist friedfertig. Lass die Toten ihre Toten begraben. Zwar wirft der Tod seine Schatten: durch den Hinschied geliebter Menschen, durch den Alterungsprozess und durch den Krieg, der erneut näher gerückt ist. In diese Schatten hinein zündet die Botschaft von der Vergabung und Auferstehung. Sie macht es möglich, der Vergangenheit «à Dieu» zu sagen: zu Gott, Gott befohlen. Wo das geschieht, lässt sich eine kräftige Brise des Gottesreiches erschnuppeln.

Peter Ruch

Die Benin-Bronzen und der deutsche Moralfuror

Der Versuch, mit spektakulären Moralinszenierungen die Geschichte blank zu putzen, wird genauso scheitern wie alle seine Vorgänger.

Peter J. Brenner

Die Schuld ist immer zweifellos.» Franz Kafka trifft diese ahnungsvolle Feststellung ausgerechnet in seiner Erzählung «Die Strafkolonie». Hundert Jahre später ist sie zum Leitsatz der postkolonialen Politik geworden. Deren Irrungen und Wirrungen verdichten sich in Deutschland in der Diskussion um die «Benin-Bronzen». Am 20. Dezember 2022 übergaben die Aussenministerin Annalena Baerbock und die Kulturministerin Claudia Roth in Abuja zwanzig der ursprünglich 518 Objekte aus dem Ethnologischen Museum in Berlin an die nigerianische Regierung.

Historische Wiedergutmachung?

Im deutschen Fernsehen erklärte die Aussenministerin, die Rückgabe der «Kunststücke» – so nannte sie die Kunstwerke, als ob es sich um Zirkusnummern oder Trampolinsprünge handelte – sei ein Akt historischer Wiedergutmachung für koloniales Unrecht. Zwar hat Deutschland mit dem kolonialen Unrecht in Nigeria definitiv nichts zu tun, aber die Vorstellung, man könne an irgendetwas nicht schuld sein, ist der deutschen Politik schlechterdings unerträglich.

Ausgelöst wurde die Debatte durch eine Episode in dem endlosen Gerangel um das Berliner Humboldt-Forum, in dem künftig die Berliner Benin-Objekte gezeigt werden sollten. Im Juli 2017 zog sich die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy ziemlich geräuschvoll aus dem Beratergremium des Humboldt-Forums zurück und hinterliess den Deutschen einen markanten Satz: «Ich will wissen, wie viel Blut von einem Kunstwerk tropft.» Die Frage ist richtig gestellt, die Antwort könnte unangenehm ausfallen.

Von den «Benin-Bronzen» tropft in der Tat Blut. Die Objekte wurden bei der Einnahme der Hauptstadt des Königreichs Benin im Südwesten des heutigen Nigeria durch britische Truppen im Februar 1897 gefunden. Einer der Teilnehmer, der «Intelligence Officer of the Expedition», Commander Reginald H. Bacon, veröffentlichte noch im gleichen Jahr einen ausführlichen Bericht darüber: «Benin, City of Blood». Über den Fund der Kunstwerke

im Königspalast schrieb er: «Überall war Blut zu sehen, das die Bronzen, das Elfenbein und sogar die Wände bedeckte und die Geschichte dieser schrecklichen Stadt deutlicher zum Ausdruck brachte, als es die Schrift je könnte. Und das schon seit Jahrhunderten!»

Das Blut kam von den Sklaven, welche die Verteidiger während der mehrtägigen Belagerung der Stadt vor ihrer Flucht systematisch hingeschlachtet hatten. Die Briten zählten weit über 200 halbverweste Leichen auf den Strassen, auch brutal gefolterte Menschenopfer. Benin war ein mächtiges Königreich, das die umliegenden Territorien seit der Mitte des 15. Jahrhunderts terrorisierte, ein Sklavenhalter- und Sklavenhändlerstaat, in dem bis zum Schluss Menschenopfer praktiziert wurden.

Aber nicht das war der Grund für die Militärexpedition, in deren Gefolge die Benin-Kunstwerke nach Europa kamen. Anfang Januar 1897 hatte es den Versuch einer diplomatischen Kontaktaufnahme mit dem König von Benin gegeben. Man wollte ihn dazu bewegen, einen 1892 geschlossenen Freihandelsvertrag einzuhalten. Der König hatte signalisiert, dass er diesen Kontakt nicht wünschte, die Briten zogen trotzdem los, mit neun britischen Beamten und

Die Vorstellung, man könne an irgendetwas nicht schuld sein, ist der deutschen Politik unerträglich.

etwa 250 afrikanischen Trägern. Diese Delegation wurde überfallen; nur zwei Briten und etwa zwanzig Afrikaner überlebten das Massaker. Dass dieser Vorfall eine Strafexpedition nach sich ziehen musste, verstand sich nicht nur für die britische Regierung von selbst.

Die Hauptstadt Benins wurde Mitte Februar 1897 eingenommen. Einen grossen Teil der heute so begehrten Kunstwerke fanden die Briten auf einer Müllhalde, halb im Schutt und Plunder vergraben, wie Bacon es beschreibt. Wer sich diese Situation vor Augen führt, könnte meinen, dass den Briten weniger ein Raub vorzuwerfen als eine Rettung zu verdanken sei.

Der Impulsgeber für die Erschliessung und Wertschätzung der Kunstwerke wurde Felix von Luschan, der die ethnologischen Sammlungen aus Afrika und Ozeanien im Berliner Königlichen Museum für Völkerkunde betreute. Er hatte schneller als die Briten erkannt, welche Schätze plötzlich auf den Markt gekommen waren. Seit 1897 wird ein intensiver Handel mit den Objekten betrieben. Heute sind in einer digitalen Datenbank 5246 Benin-Objekte – die bei weitem nicht alle von der britischen Invasion stammen können – verzeichnet, die auf 131 Museen verteilt sind und legal erworben wurden. In keinem denkbaren privatrechtlichen, strafrechtlichen, völkerrechtlichen oder gewohnheitsrechtlichen Sinn kann von einem «illegalen Besitz» gesprochen werden.

Nachbarländer unter Druck

2007 wurde die grosse Benin-Ausstellung im Wiener Museum für Völkerkunde eröffnet, die anschliessend in Paris, Berlin und Chicago gezeigt wurde. Die 500 Werke, die ausschliesslich im Auftrag des königlichen Hofes hergestellt wurden, lassen sich in vier Gruppen einteilen: zum einen rund tausend Reliefplatten aus Bronze, die wohl an den Palastgebäuden angebracht waren; sie bilden überwiegend menschliche Figuren und historische Szenen ab. Die zweite Gruppe sind fein modellierte Kopfplastiken; sie gehören zu den Ahnenschreinen und stellen Könige und Königinmütter dar. Die dritte Gruppe sind reich verzierte Elfenbeinzähne – tatsächlich sind die «Benin-Bronzen» nur zum kleineren Teil aus Bronze. Schliesslich gibt es zahlreiche andere Objekte für den rituellen oder zeremoniellen Gebrauch am Hof: Deckelgefässe, Gongs, Rasseln, Stäbe.

Mit ihrer Rückgabe der Benin-Kunstwerke aus deutschen Museen verbindet die deutsche Regierung die Erwartung einer moralischen Vorbildwirkung. Im British Museum, das heute mit 944 Objekten die grösste Sammlung von Benin-Kunstwerken hält, beteiligt man sich jedoch gar nicht erst an der Diskussion, da eine Restitution durch den British Museum Act von 1963 und den National Heritage Act von



Bezahlt wurde mit Sklaven: «Benin-Bronzen» im British Museum.

1983 untersagt ist. In den deutschen Nachbarländern allerdings kann man sich dem teutonischen Moralfuror nicht ganz entziehen.

In Österreich, das mit 202 Objekten einen der grössten Bestände besitzt, wird viel diskutiert, aber konkrete Restitutionsforderungen und -versprechen gibt es noch nicht. In der Schweiz hingegen haben sich 2021 acht Museen, die zusammen über 71 Objekte verfügen, zu einer «Swiss Benin Initiative» zusammengeschlossen, in der man den Dialog mit nigerianischen Kollegen pflegt. Im Februar 2023 wurde in einer gemeinsamen Erklärung vereinbart, dass die 1897 geraubten Kunstwerke dem ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden sollen.

Demnächst auf dem Schwarzmarkt

Wer aber nun der «original owner» ist, weiss niemand. Nigeria wurde erst 1914 geschaffen. Ohne dass auf die Bevölkerung gross Rücksicht genommen worden wäre, fassten die Briten rund 430 Ethnien zu einem «Staat» nach europäischem Vorbild zusammen. Auch das Königreich Benin, dessen Nachfahren heute ebenfalls Anspruch auf die Objekte erheben, wurde diesem Kunstgebilde einverleibt. Funktioniert hat das nicht. Nigeria ist mit seinen heute rund 215 Millionen Einwohnern ein politisch instabiles Pulverfass. Die Warnung, dass

die Benin-Objekte demnächst weniger in nigerianischen Museen als auf dem Schwarzmarkt zu finden sein werden, erscheint nicht abwegig – die besseren Stücke werden auf bis zu fünf Millionen Dollar geschätzt.

Restitutionsforderungen sind nichts Neues. Der Wiener Kongress machte 1815 Napoleons Kunstraubzüge rückgängig, und nach dem Frankreichfeldzug liess Hitler, der grösste Kunsträuber aller Zeiten, im voreiligen Siegesrausch 1940 den «Kümmel-Bericht» erstellen – eine Auflistung aller Kunstgegenstände, die seit 1500 «ohne unseren Willen» in ausländischen Besitz gelangt seien. Zu deren Rückgabe ist es aber dann doch nicht gekommen.

Bei den aktuellen «Raubkunst»-Diskussionen fühlt man sich in dieses Dampfmaschinenzeitalter der Kulturtheorie zurückversetzt: «Kulturen» stehen sich wieder als geschlossene, klar umgrenzte Einheiten gegenüber, die nur noch zwischen Mein und Dein, Täter und Opfer, unterschieden werden können. Die schwärmerische Begeisterung der «Postcolonial Studies» für die «hybriden Mischzonen» in den «fluiden Grenzgebieten» der Kultur, für die «Stimme der anderen» findet in der aktuellen Raubkunstdiskussion keinerlei Widerhall.

Dass die europäische Expansion ein Prozess ständigen Austauschs und zunehmender Ver-

flechtung war, hat der Zürcher Historiker Urs Bitterli bereits vor einem halben Jahrhundert in seinem epochalen Buch über die «Die «Wilden» und die «Zivilisierten»» gezeigt. Die lange Geschichte der Benin-Kunstwerke ist ein Musterbeispiel für diesen Austausch. Die Anfänge dieser Kunst reichen ins 16. Jahrhundert zurück, als das Königreich Benin einen lebhaften Handels-, Kultur- und auch diplomatischen Austausch mit Portugal pflegte. Die Portugiesen lieferten die begehrten Metalle, aus denen die «Benin-Bronzen» geschaffen wurden. Bezahlt wurde mit Sklaven. Um diesen gut bekannten Sachverhalt hat die Restitutionsdebatte bislang einen weiten Bogen gemacht. Im Sommer 2022 hat sich aber eine neue Stimme zu Wort gemeldet: Eine in den USA ansässige «Restitution Study Group» erhebt im Namen der über den Atlantik verschleppten Sklaven einen ideellen Anspruch auf die Benin-Kunstwerke, denn die seien mit dem Blut ihrer Vorfahren bezahlt.

Diese Debatten werden nie enden. Der Versuch, mit spektakulären Moralinszenierungen die Geschichte blank zu putzen, wird genauso scheitern wie alle seine Vorgänger. Am Ende bewahrt die kanonische Sentenz Walter Benjamins erneut ihre Gültigkeit: «Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.»



„Was soll das heißen - ich kann es nicht steuerlich absetzen, weil ich es auch privat nutze?!...“

Fernsehen

Stimme des Snookers

Michael Bahnerth

Snooker: Live und aufgezeichnet. Immer wieder auf Eurosport.

Es mag Leute geben, die halten Rolf Kalb, 63, für etwas dozierend, geschwätzig gelegentlich, ohne Distanz zum Objekt seiner Kommentare, und das mag alles sein. Ich finde ihn grossartig. Kalb ist Snooker-Kommentator bei Eurosport, seit Jahrzehnten schon, und Snooker ist eine Billard-Variante: 15 rote Kugeln, 7 farbige, ein weisser Spielball und ein Monstrum von Tisch, der zur Arena der Queue-Künstler und -Genies wird.

Snooker ist TV-Zen und Kalb der Guru. Man sitzt da, es passiert nicht viel und gleichzeitig doch alles, Kugeln fallen, fallen nicht, Spieler straucheln, hadern, werden vernichtet, kommen zurück, Snooker ist die grösste aller kleinen Bühnen des Lebens. Mit einer Stimme, die mal pastoral klingt, dann wissenschaftlich, danach wieder nur leidenschaftlich, begleitet Kalb den Lauf der Kugeln und die Seelenzustände der Spieler.

Wer dem studierten Mathematiker zuhört, gerät in einen meditativen Parallelkosmos, der Pulsschlag wird zu einer Kugel, die mit aller Zeit der Welt den Weg in die Tasche findet, dann wieder tut sie dies mit aller Kraft der Welt. Snooker schauen ist die Rückführung des eigenen Selbst in einen gleichzeitigen Modus der ewigen Ruhe und der grössten Anspannung. In gewissen Momenten könnte man gar von Ekstase sprechen.

Das wirklich Angenehme an Kalb ist, dass er zwar seit Jahrzehnten dasselbe erzählt, aber nie das Gleiche, irgendwie zumindest. Er ist wahrscheinlich der beste Snookerspieler der Welt ohne Queue in der Hand, und seine Sätze, seine Kommentare sind so gut wie eine lange rote Kugel der besten Spieler der Welt.

Serie

Nicht die hellsten Kerzen

Benjamin Bögli

The Perfect Match: Reality-Show. Auf Netflix

Die Königin heisst Francesca. Jeder Mann will sie kriegen, und zwei Frauen haben es ebenfalls auf die schwarzhaarige Schönheit aus Kanada abgesehen. Im Moment hat sie sich für Muskelprotz Dom, der sich «Romcom-Dom» nennt, entschieden, aber das kann sich schnell ändern. Romcom steht für *romantic comedy*.

«The Perfect Match» nennt sich die neuste Reality-Single-Show auf Netflix. Fünf schöne Frauen und fünf attraktive Männer ziehen für ein paar Wochen in eine Traumvilla an der panamaischen Playa Bonita ein und versuchen, das passende Gegenüber zu finden. Der Modus ist etwas kompliziert und würde einem Kurt Felixschen Härtetest für Unterhaltungssendungen nicht standhalten.

Dafür gibt es Augen öffnende Einblicke ins Paarungsverhalten von Singles in ihren Zwanzigern. Denn immer wieder wird im Haus neues Frischfleisch abgeladen, welches

Wer bis Lichterlöschen keinen Match gefunden hat, muss die Villa verlassen.

die Teilnehmer der Show zu Schandtaten verführen soll. Eine Regel lautet: Wer bis Lichterlöschen keinen Match gefunden hat, muss die Villa verlassen. Das ist dann etwa so trist, wie wenn man vom Ausgang als Einziger allein nach Hause geht; «Reise nach Jerusalem» für Liebeshungrige.

Wie auf einem Schachbrett

Bei den Kandidatinnen und Kandidaten handelt es sich nicht um irgendwen, sondern um F-Prominente aus einschlägigen früheren Kuppelndungen von Netflix wie «Love Is Blind» oder «Too Hot to Handle». Die gutaussehenden Geschöpfe haben es offensichtlich noch nicht aufgegeben, die wahre Liebe oder eben den «Perfect Match» vor den Augen der Öffentlichkeit zu finden – ein «Jahrmarkt der Eitelkeit» im Zeitalter der Streaming-Dienste.

Das bedeutet für den Zuschauer nicht nur aus optischen Gründen Spass, weil man haufenweise schönen Leuten auf der Balz zuschauen kann. Es ist auch interessant zu beobachten, dass sich die Figuren in diesem Liebesspiel wie auf einem Schachbrett verschieben.

Die erwähnte Francesca sichert ihr Königinnen-Dasein sofort durch den wahrscheinlich stärksten Mann im Haus ab. Sobald sie aber mit einem besseren Zug die Möglichkeit zum Sieg wittert, wird Dom zum Bauernopfer. Sie verlässt ihn für einen anderen. Eine Regel in «Perfect Match» besagt auch, dass die Gewinner der regelmässig ausgetragenen Kompatibilitätsprüfungen das Recht darauf haben, zwei Paare, die sich gefunden haben, zu trennen, indem sie diese zu einem Rendezvous mit einer anderen Person schicken.

Diese kleineren und grösseren Rochaden sorgen jeweils für eine komplett andere Ausgangslage und lassen neue Kombinationen zu, wer mit wem anbandeln wird. Am Schluss wird dann das Paar erkoren, das am besten zusammenpasst.



Jahrmarkt der Eitelkeit: «The Perfect Match».

Die Teilnehmer nehmen die Sache richtig ernst – oder zumindest tun sie alle so. Es werden Hochzeitsanträge gemacht, es fließen Tränen, eine Kandidatin spricht andauernd von «Schmetterlingen im Bauch», eine andere verlässt ihren Kurzzeitpartner, weil für diesen Sex vor der Ehe nicht in Frage kommt. Es wird aus vollen Rohren geheuchelt, geküsst und geliebt.

Einer der Singles sorgt auch immer wieder mit einer Prise Selbstironie für Unterhaltung. In weiser Vorahnung auf das miese Abscheiden der Kandidaten, die in einem Paartest auf einer Karte möglichst viele Länder benennen sollen, sagt er zum Beispiel: «Aus irgendeinem Grund sind wir ja im Reality-TV: Wir sind nicht die hellsten Kerzen auf der Torte.»



Film Die Stalkerin des Komponisten

Wolfram Knorr

Tchaikovsky's Wife (Russland, Frankreich, Schweiz 2023): Von Kirill Serebrennikow.
Mit Aljona Michailowa, Odin Biron, Yuliya Aug

Das Kino ist kein Männerklub mehr, in dem nur Herren beim Durchsetzen ihrer Ziele hässliche Seiten zeigen. Frauen drängen hinein. Jüngst die machtgeile Star-Dirigentin im Film «Tár». Ein Solitär in sinisterer Männerdomäne ist sie nicht und war es auch nie. Die Bilder konnten kaum richtig laufen, da keilte sich schon eine Krähen-Lady mit einem Pfaffen («Hell's Hinges», 1916), und aktuell mutiert die zuckersüße Sissi zur Kratzbürste, die das monarchische Gehampel zum Teufel wünscht («Corsage», 2022; «Sisi & Ich», 2023).

Der Russe Kirill Serebrennikow, für seine Opern-, Theater- und Filmproduktionen («Leto», 2018) gefeiert, widmet sich einem besonders bizarren Exemplar aus der Zarenzeit: Antonina Iwanowna Miljukowa. Sie war eine beinharte Stalkerin, die sich mit kalter Rücksichtslosigkeit an den gefeierten Komponisten Pjotr Tschaikowsky ranschmiss, bis der aufgab und sie im April 1877 heiratete. Der scheue und schwierige Genius hatte aber auch einen nüchternen Hintergedanken: Eine Ehe würde ihn vor den hartnäckigen Gerüchten über seine Homosexualität schützen. Nur entpuppte sich die Ehe als Liebesterror.

Antonina, Tochter einer Grossfamilie mit einem Drachen von Mutter, die ihre Töchter fauchend anzubrüllen pflegt, beginnt ihr monströses Powerplay mit Liebesbriefen (die sie aus einem Buch abschreibt), bis das Objekt ihrer haltlosen Begierde sie aufsucht, um sie zu bitten, mit dem Unsinn aufzuhören. Darauf droht sie mit Selbstmord und anderen Erpressungen. Erschrocken gibt er nach und verlangt eine Ehe auf kameradschaftlicher Basis. Das ist ihr recht, sie liebe ihn auch unter diesen Bedingungen.

Endstation Irrenanstalt

Bereits nach einer Woche hat er nur noch Ekel für sie übrig. Seiner Brieffreundin und offenbar auch finanziellen Unterstützerin Nadeschda von Meck (im Film kommt sie nicht vor) gesteht er: «Es kamen Augenblicke, in denen ich wie ein Wahnsinniger einen derartigen Hass gegen meine unglückliche Frau empfand, dass ich sie am liebsten erwürgt hätte.» Er fühlt sich aufgesogen, verschlungen und flieht, sucht Ruhe und die Gesellschaft mit jungen Männern.

Im Film wird Antonina zur Vampirin, die vor nichts zurückschreckt, um sich an ihm auf

ewig festzusaugen. Er setzt Anwälte auf sie an, nötigt sie, einer Scheidung zuzustimmen – vergeblich. Komplett amüsig, an seinem Beruf desinteressiert, klammert sie sich zunehmend weniger an ihn als an die Ehe und ihre eingebilddete Liebe, und das nimmt psychopathische Züge an. Sie unterwirft sich sexuell anderen Männern und bringt drei Kinder von drei verschiedenen Männern zur Welt, die sie ins Waisenhaus gibt. Als Tschaikowsky überraschend im Alter von 53 Jahren in St. Petersburg stirbt, tritt sie würdevoll als Witwe auf. Nach offizieller Lesart verstarb Pjotr an Cholera; Insider behaupten, er habe auf Druck von Rechtsschul-Kreisen (denen er angehört hatte) wegen seiner Homosexualität Arsen genommen. Antonina starb 1917 in einer Irrenanstalt.

Kirill Serebrennikow, der während einer Produktion 2017 unter fadenscheinigen Begründungen angeklagt wurde, Gelder veruntreut zu haben, bekam zwei Jahre Hausarrest. Während dieser Zeit schrieb er das Buch zu «Tchaikovsky's Wife» und verfilmte es während der Corona-Zeit in zwei Monaten in einem Moskauer Atelier ohne Tageslicht. Fast durchweg in dunklen, nebelverhangenen Tönen, ist ein Ambiente der Einsamkeit, Melancholie und der Albtraumhaftigkeit entstanden.

Das Extrem ist hier die Norm, angefangen bei Antoninas Familie, einer Schlangengrube, mit der Mutter, die ihre Töchter mit hysterischen Verwünschungen stranguliert. Aus dieser Grube flieht Antonina in ihre obsessive Tschaikowsky-Vernarrtheit, um sich dem lähmenden Sog der Nichtsnutzigkeit zu entziehen. Eine Ehe mit einem Gefeierten wird auch Licht auf sie werfen. Stattdessen wird sie selbst Opfer eines Männerrudels arroganter wie geiler Kerle, die sie aus Tschaikowskys Nähe vertreiben oder sie flachlegen wollen. Es sind delirierende, opernhafte Szenen, die Antonina in ihrem rabiaten Besitzstandswahn versinken lassen.

Aljona Michailowa als sture Stalkerin ist das Ereignis des Films. Erst erscheint sie als perlenweiss vom inneren Licht erfüllte, naive Träumerin, die sich aus den krakeelenden Niederungen der Familie befreit, bis sich die Wirklichkeit wie ein Netz fest um sie legt und tief in Haut und Seele schneidet. Sie wird zur missgünstigen, sturen Megäre, die auf ihrem Recht beharrt, Tschaikowsky im Namen Gottes erobert zu haben.

Odin Biron als Tschaikowsky hat die weniger ergiebige Rolle; ein Verhuschter, der mit seinen jungen Adepten lieber im Dunkeln bleibt. Kirill Serebrennikow, ein offen bekennender Schwuler, schrammt dabei an der Homophobie vorbei, bei den Männern, die Antonina ziemlich fies umgurren – ein eher widerwärtiger Haufen. In Russland ist der Film verboten, schon wegen Tschaikowsky, dessen Homosexualität lieber ignoriert wird.



Eitler Protz, aufgetakelte Blondine: Dareios (Edgar Eckert) und Atossa (Katja Gaudard).

Theater

Im Osten nichts Neues

Daniel Weber

Die Perser: Von Aischylos.
Nach der Übersetzung von Kurt Steinmann.
Regie: Sahar Rahimi. Theater Basel.

Zu Beginn spielt ein kleines Mädchen am Rand der Bühne mit Puppen den Krieg, und am Schluss lässt es einen ferngesteuerten Spielzeugpanzer die Rampe entlangfahren. Die Schrecken des Krieges werden nie ein Ende nehmen, scheint dieser Einfall der iranisch-deutschen Regisseurin Sahar Rahimi sagen zu wollen.

Das eindrückliche Bühnenbild von Evi Bauer zeigt ein Schlachtfeld. Quälend langsam taucht es aus dem Nebel auf, Bomben explodieren, Videoeinspielungen zeigen schwarzweisse Weltkriegsbilder, zwei schwer verwundete Soldaten liegen im Sterben. Was im Stück der Chor vor dem persischen Königspalast als Ahnung ausspricht, ist hier von Anfang an blutrünstige Realität: die Vernichtung des persischen Heeres.

«Die Perser» ist die älteste Tragödie des europäischen Theaters, 472 v. Chr. uraufgeführt, acht Jahre nach der Seeschlacht von Salamis, in der die übermächtige persische Streitmacht unter Xerxes von den Griechen vernichtet wurde. Aber Aischylos, der in den Schlachten von Marathon (490 v. Chr.) und Salamis kämpfte, wo

er seinen Bruder verlor, feiert im Stück nicht den Triumph seiner Landsleute. Er überlässt die Bühne den Besiegten, ihrem Schmerz, ihrer Klage, ihrem Elend. Wobei er keinen Zweifel an der zivilisatorischen Überlegenheit der Griechen lässt: Freiheit und Demokratie haben Despotie und Gewaltherrschaft besiegt.

Das Stück ist handlungsarm, um nicht zu sagen handlungslos. Die sperrige Tragödie entfaltet sich nicht im Spiel der Figuren, sondern in einer Abfolge von Erzählungen und Berichten – was der Regie alle Freiheiten gibt; auch jene, in die Falle szenischer Beliebigkeit zu tappen.

Wütend stampfende Klageweiber

So hat sich Sahar Rahimi einiges einfallen lassen, um den Chor auf Trab zu halten. Den Ältestenrat des persischen Königs besetzt sie mit fünf jungen Frauen in Leggings und knappen Tanktops. Statt bloss zu kommentieren, werden sie zu den aktivsten Figuren des Stücks. Wenn sie kriegslüstern über das Schlachtfeld ziehen, sich an den sterbenden Soldaten vergehen, sie foltern, einem die Eingeweide aus dem Leib reissen und alles mit dem Handy filmen: Wofür sollen sie in diesem Gemetzel stehen? Furiose Rachegöttinnen? Botinnen eines perversen Opferkults? Die junge Generation unserer medial abgestumpften Zeit?

Wenn der Chor spricht, hat er seine überzeugendsten Momente. Intonationssicher macht er den strengen Rhythmus und die archaische Kraft der Sprache spürbar, die Kurt Steinmanns Übersetzung nicht modernisiert. Sie eröffnet dem Stück einen Resonanzraum,

der theatralischer Überspitztheit gar nicht bedarf. Bisweilen hat man allerdings den Eindruck, der Chor habe der Wucht der Worte nicht so recht getraut und sie der Lautstärke geopfert.

Die Arroganz der Macht, die imperialistische Selbstüberschätzung, das Grauen des Krieges, die Traumatisierung der Überlebenden, die Trauer der Hinterbliebenen: «Die Perser» sind eine Einladung für aktuelle Bezüge, mit denen auch diese Inszenierung nicht geizt. Dareios, der tote Vater des Versagers Xerxes, steigt aus der Unterwelt empor als eitler Protz, der mit Videoaufnahmen seiner Oligarchen-Superjacht auftrumpft. Atossa, seine Witwe, stöckelt aufgetakelt mit grotesk vergrössertem Busen über die Bühne. Der Chor hat einen Auftritt als Revolutionäre mit umgehängten Maschinenpistolen; das Regime ist gefallen, «ledig der Fesseln ist das Volk, so dass es frei nun redet».

Mit dem Rückgriff auf die Aktualität im Iran und in der Ukraine bleibt die Inszenierung im Ungefähren, jedenfalls wirkt sie nicht wie aus einem Guss. Was haften bleibt, sind einzelne Momente hoher emotionaler Intensität wie das Schlussbild: Der Chor hat sich in schwarzgewandete, wütend stampfende Klageweiber verwandelt. Atossa taucht auf, aufgelöst vor Schmerz, mit blutverschmierten Händen – ein Zeichen ihrer Mitschuld am Grauen? Dann umringt sie der Chor der trauernden Frauen, enger und enger, schirmt sie ab mit den Gewändern, bis nur noch Schwarz zu sehen ist. Aber da hat sich das Inbild der Klage den Zuschauern längst eingebrannt.

Pop

Letztlich ein grosser Songwriter

Thomas Wördehoff

Gorillaz: Cracker Island. Deluxe-Edition. Parlophone/Warner

Als die Beatles auf dem Höhepunkt ihrer Existenz standen, träumten sie vom Verschwinden: Wie wäre es, ein Album einzuspielen – unter anderem Namen? Nach sechs Monaten Tüftlei standen die vier dann tatsächlich (auf dem legendären Cover) als knallbunte Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band vor dem Grab der Beatles, jenes Weltwunders, das sie nur drei Jahre später endgültig beerdigen sollten.

Knapp dreissig Jahre später, irgendwann Mitte der Neunziger, sassen der Brit-Popper Damon Albarn und der Illustrator Jamie Hewlett vor dem Fernseher und starrten matt und müde auf die bleierne Abfolge der MTV-Clips. Nach einiger Zeit hatten sie genug von den ewiggleichen Gesten, Gesichtern und Frisuren – kurz: Sie erfanden eine virtuelle Band, die nur als greller Cartoon existieren sollte. Hewlett ersann die schrullig-fratzenhaften Figuren und wurde prompt weltberühmt damit.

Ein spindeldürrer Stuart «2-D» Pot wurde als Sänger, Keyboarder und blauhaariger Frontman der Truppe entworfen; die Japanerin

Der Sound kommt aus einer Zeit, in der ein disco flavour noch diesen billig-synthetischen Gout hatte.

Noodle, einst per Fed Ex von Osaka nach London verschifft, war zuständig für Leadgitarre und Background-Vocals; ein finsterer Teufelsanbeter namens Murdoc Faust Niccals sollte am Bass zupfen; und der robuste Glatzkopf Russel Hobbs (Kennzeichen: weisse Augen) mühte sich am Schlagwerk ab. Hinter diesen schrillen Merkwürden wuselte das kreative Trio aus Albarn, Hewlett und dem Mann für Rhythmus und Produktion, Remi Kabaka Jr. – eine umtriebige Figur aus der Londoner Kunstszene –, der nebenbei noch als Manager einer Galerie und als Artdirector jobbte.

Suche nach frischen Ideen

Bislang sieben Alben brachte der kregle Verein auf die oberen Chart-Positionen, begleitet von holografischen Liveshows, Filmen und Videos. Das mit der Anonymität hat allerdings nicht ganz geklappt – schon wegen der illustren Gäste, die regelmässig bei den Sessions vorbeischauten. Ibrahim Ferrer wäre da zu nennen oder auch Ike Turner; Madonna, Snoop Dogg,

Elton John und Bobby Womack kamen vorbei, mal live, mal ins Studio. Zwar hat sich der anfängliche Slogan längst in sein Paradox verkehrt – «Reject Your Rock Idols» ergibt aber gleichwohl noch Sinn: Bei diesen Bataillonen von Stars, die das krude Comic-Bestiarium da nach vorne schiebt, überstrahlt keiner irgendetwas. Letztlich sind alle Gorillaz.

Auf der nunmehr achten Produktion ist ein Neuzugang an den Reglern zu verzeichnen. Auf der Suche nach frischen Ideen, verlief sich Meister Albarn ins Studio des Super-Producers Greg Kurstin, einem «Svengali» unter den Pop-Magiern. Der hatte schon Hits von Adele, Pink, McCartney, den Foo Fighters oder Ellie Goulding produziert und gilt als funkensprühender Kopf – zumal er auch als Songwriter und Multi-instrumentalist seine Meriten hat. Ausserdem besitzt er eine beeindruckende Sammlung antiker Synthesizer aus den Achtzigern, die am Ende für Albarn den Ausschlag gaben. Kurstin



Virtuelle Band: Gorillaz.

war an Bord des Kunstprojekts und liess seine Beziehungen spielen. Als VIPs konnte er unter anderen Glanzlichter wie Stevie Nicks, Beck, Thundercat und Tame Impala gewinnen.

In einem Satz: Gorillaz acht macht riesigen Spass. Der Sound ist optimistisch, tanzbar und kommt aus einer Zeit, in der ein *disco flavour* noch zwischen Abba, Earth Wind & Fire und Giorgio Moroder waberte und immer auch diesen unverkennbar billig-synthetischen Gout hatte. Nicht verleugnen lässt sich dabei, dass die Tracks auf «Cracker Island» den grossen Songwriter spüren lassen, der Albarn nun einmal ist. Es sei die Deluxe-Edition empfohlen – schon wegen der wunderschön schmalzigen Klavierversion von «Silent Running».

Jazz

Wonnen des Selbstverständlichen

Peter Rüedi

Peter Schärli Big Trio: Live at the BeJazz Club, Bern, 2019. TCB 37202

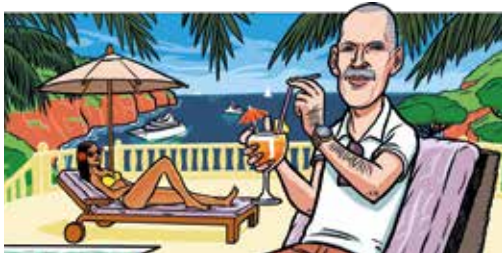
Diese CD ist kein Meilenstein. Sie ist so etwas wie ein gewöhnliches Fest. Ein Paradox, versteht sich – gehört doch zu den Eigenschaften eines Fests seine Aussergewöhnlichkeit. Auch in diesem Fall. Die Musik des Trompeters Peter Schärli ist genau deshalb so besonders, weil sie nicht ums Verrecken das Aussergewöhnliche, das Exzentrische oder auch nur das vermeintlich «Innovative» sucht. Sie ist nicht darauf angelegt, eine neue Sprache zu erfinden. Sie will *in the tradition(s)* ihre eigenen Geschichten erzählen. Eben deshalb greift sie uns nicht nur ans Hirn, sondern auch ans Herz. Sie ist (wie alles von diesem Musiker zuvor) ungemein entspannt und ernsthaft zugleich. *Serious fun.*

Im November 2019 rief Peter Schärli fünf alte Bekannte (was sage ich: Freunde) zu seinem Fest in den Berner «BeJazz Club». Jetzt ist unter der Affiche «Peter Schärli Big Trio» ein Ausschnitt des Konzerts erschienen. Er dokumentiert sozusagen ein Familientreffen des Trios mit dem Pianisten Hans-Peter Pfammatter und dem Bassisten Thomas Dürst plus Glenn Ferris an der Posaune (dies war schon die Besetzung des letzten Schärli-Albums «Give», 2021). Dazu stossen hier die ebenfalls langjährige Partnerin und Sängerin Sandy Patton und die jüngste, Gitarristin Antonia Giordano.

Unter Familientreffen sollte niemand jene trüben Zwangsveranstaltungen vergangener Kindertage zu obligatem Sonntagsspaziergang mit anschliessendem Kaffee und Kuchen assoziieren. Hier wird Bordeaux serviert, alt und inspirierend. Das gilt für die geballte leuchtende Empathie dieses «Big Trios» (resp. Sextetts). Es gilt für den warmen Sound und die «klassisch» tertierte Phrasierung der beiden Bläser, in der lange Traditionslinien ihrer Instrumente zusammenfliessen. Es gilt für die behutsame Rücksicht und Sparsamkeit von Pfammatters Piano und Giordanos Gitarre (die sich nie zu pleonastischen Verdoppelungen türmen). Es gilt für die Vokalkunst von Patton: nie zickig in den Scat-Passagen und mit grossem Atem zumal in den tiefen Lagen. Und es trifft auch auf die Wahl der Titel zu: Klassiker (darunter Nina Simones «Four Women» und der alte Heuler «Stardust»), auch ein Samba. Und zwei Titel von Glenn Ferris, unter anderem die ziemlich hinreissende Ballade «When The Night Turns Into Day».

Insgesamt: die Wonnen des Selbstverständlichen. Musik, die nichts beweisen will. Sie *ist*.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Säuberung

Mark van Huissingling

Mit üblicher Verspätung ist die Welle aus Amerika via Grossbritannien, Frankreich und Deutschland auch über die Schweiz geschwappt. #MeToo, besonders #MediaToo, sorgt nun in Zürich ebenfalls dafür, dass sogenannte toxisch männliche oder zumindest möglicherweise übergriffige Chefs ihre Stellen verlieren. Es wird nicht bloss gehandelt, sondern auch darüber berichtet, im grossen Stil. Jüngst wurden wenigstens drei Fälle bekannt – die angeblichen Taten liegen zum Teil lange Jahre zurück –, so dass unter der üblichen journalistischen Unsorgfaltspflicht von einem «Trend» geschrieben werden darf (Sie erinnern sich: Zwei Vorkommnisse wären «immer mehr», ein Fall wäre «vermutlich kein Einzelfall»).

Exhibit 1. Der ehemalige Chefredaktor des *Magazins* des *Tages-Anzeigers*, Finn Canonica, 57; er verlor seinen Posten vergangenes Jahr. Grund war ein über ein Jahrzehnt dauernder Kampf gegen seine wohl beste, mit Sicherheit aber treueste Feindin am Arbeitsplatz, Anuschka Roshani (sie verlor ihre Stelle in der Folge ebenfalls). Eine Enthüllung: Ich schreibe gelegentlich für das *Magazin* und habe Canonica als Auftraggeber erlebt, der nicht einfach zufriedenzustellen war, mit dem die Zusammenarbeit aber zu guten Ergebnissen führte – als einen prima Chef also.

In der Zwischenzeit ist die Bedeutung der Geschichte, falls eine solche über die Direktbetroffenen hinaus je vorhanden war, geschrumpft – der von Roshani mit Harvey Weinstein verglichene Canonica wurde durch zwei Untersuchungsberichte entlastet. Die Verbreiterin der Anschuldigungen, so sieht's aus, ging

lässig um mit Fakten. Und der *Spiegel*, der auf vier Seiten unbelegte Vorwürfe aus Roshanis Hand veröffentlichte, steht so parteiisch da, wie er schon immer war (was viele Journalisten aber nie störte, weil er für die «richtige» Partei ist). Die entscheidende Frage blieb offen: Weshalb haben sich die beiden das angetan? Warum sind weder Finn noch Frau Roshani gegangen, als sie noch konnten – *come on, it's just a job*.

Exhibit 2. Der frühere *Blick*-Chefredaktor Werner De Schepper, 57 (ich bin mit ihm ein bisschen bekannt; wir begannen unsere Laufbahnen beim *Berner Landboten*, einem Gratisblatt aus Münsingen, nicht zur selben Zeit). Bereits 2017 veröffentlichte der *Tages-Anzeiger* einen Bericht über mutmassliche sexuelle Belästigungen De Scheppers, damals Co-Chef der *Schweizer Illustrierten*, fussend auf Aussagen mehrerer Mitarbeiterinnen, die nicht mit ihren Namen zu den Vorwürfen standen. Es passierte nichts, die Ringier-Verantwortlichen blieben cool, der Angeschuldigte nahm keine Stellung, strafrechtliche Konsequenzen gab es keine. Doch vor wenigen Wochen verlor er seine Stelle als Co-Chef von *Interview by Ringier* (De Schepper soll sich nach einem Geschäftsabendessen am Gesäss einer jungen Frau, mit der er zu tun hatte, vergriffen haben. Quelle: Weltwoche.ch).

Exhibit 3. Der aktuelle *Blick*-Chef – Ringier schon wieder –, Christian Dorer, 47. Er nehme sich wegen Vorwürfen eine sechsmonatige «Auszeit», wurde vor wenigen Tagen bekannt, nachdem er gegen den Verhaltenskodex verstossen habe. Was das heisst? Er umgab sich mit jungen, gutaussehenden Männern, fanden

«Unter der üblichen journalistischen Unsorgfaltspflicht darf von einem <Trend> geschrieben werden.»

Rechercheure der Tamedia-Zeitungen heraus (Übergriffe soll er keine begangen haben; ich bin mit ihm nicht bekannt, was Schlüsse auf mein Alter/Aussehen zulässt, stimmt).

Zum analytischen Teil: Die kleine Zahl Leserinnen und Leser, die die handelnden Personen kennen, finden die Geschichten vielleicht interessant. Doch die grosse Mehrheit dürfte noch nie von Finn Canonica oder, in Deutschland, dem *Magazin* gehört haben. Respektive vom früheren *Blick*-Chef De Schepper, der zuletzt *Interview by Ringier* mit leitete (ein Heft,

das ich noch nie gesehen habe). Den *Blick*-Chef Dorer nahm ich mehr als Redaktionsmanager wahr, weniger als Vordenker sowie Leitartikler, Pardon: Agenda-Setter, mit Einfluss und Ausstrahlung (das wäre Marc Walder).

Wer also gewinnt etwas bei diesen kleinen Säuberungsaktionen? Die Verlage, denken ihre Chefs vermutlich. Weil sie so zeigen können, dass sie erhöht sensibilisiert für soziale Ungerechtigkeiten beziehungsweise, wie man heute sagt, woke sind. Und zwar trotz des Bedeutungsverlusts ihrer Zeitungen. Oder genau deshalb.



UNTEN DURCH Und dann die ganze Welt Linus Reichlin

Ich gebe ganz ehrlich zu, dass es mich ein bisschen beunruhigt. «Was denn?», fragte mein Freund Bruno. «Na, das mit den jungen Frauen», sagte ich, «dass jetzt so viele von ihnen regieren. In Dänemark, Finnland, im Kosovo, in Italien, in Litauen, in Moldawien, *you name it* – lauter Frauen als Regierungschefs. Und in Deutschland die Aussenministerin, und in der Schweiz diese vielen Bundesräte, die in Formularen auf die Frage nach dem Geschlecht <w> ankreuzen. Und weisst du, was mich daran beunruhigt?» «Ja», sagte Bruno, «du denkst an Susi Hoehstetter.»

Bingo! Und jetzt Folgendes: Susi Hoehstetter war Mitglied des Gesangsvereins «B Capella», und zwar zu der Zeit, als auch Bruno und ich dort sangen. Wir waren 25 Leute, und jeden Dienstagabend übten wir Songs wie «Rivers of Babylon» und «Dancing Queen», alles a cappella und natürlich mehrstimmig. Und sobald etwas mehrstimmig wird, braucht man natürlich einen Chef, der die vielen Stimmen in eine

einheitliche Richtung lenkt: Das war Peter Hungerbühler. Schwierigere Songs wie «Space Oddity» von David Bowie hätten wir gar nicht hingekriegt, wenn Peter nicht ein solches Arschloch gewesen wäre. Es war völlig klar, dass er den Chor nur gegründet hatte, um unter dem Deckmantel der Kunst herumzubrüllen wie sein grosses Vorbild, Drill Instructor Gunnery Sergeant Hartman im Film «Full Metal Jacket». Peter war ein machthungriger Sadist, der mich persönlich mehr als einmal von oben herab anbrüllte: «Reichlin, du singst wie ein Schwein am Spiess! Ich will von dir ein verfucktes reines A hören und kein schwuchtliges Scheiss-Dis! Hat deine Mutter dich taub rausgeschissen, oder höre ich jetzt dieses reine A, du Arschgeige von einem Tenor!»

Jeder hatte Angst vor Peter, und unter der Knute dieser Angst sangen wir bald so gut wie weit und breit kein anderer Hobbychor. Es war einfach eine Frage des Überlebens. Wir wurden sogar von der Kantonbank engagiert bei einer Filialeröffnung. Und nachdem wir beim Begräbnis eines Stadtpräsidenten «Short People» von Randy Newman gesungen hatten, schrieb die *Berner Zeitung*, wir seien «der Fischer-Chor der Schweiz». Bei der nächsten Chorprobe schlug uns Peter Hungerbühler die *Berner Zeitung* um die Ohren und brüllte: «Ihr kleinen Wichser seid nicht der Fischer-Chor, ihr seid der verfluchte Versagerchor! Denn andernfalls würde die verfuckte *New York Times* über euch schreiben und nicht dieses abgerockte Regionalblatt, in das ich nicht mal meine Scheisse einwickeln würde, ihr miesen Falschsinger! Euch hätte man ersäufen sollen, bevor ihr Stimmbänder gekriegt habt!»

Peter Hungerbühler wollte uns in die grosse, internationale Chorkarriere reinprügeln, und als das ZDF uns für eine Galasendung engagierte, schrie Hungerbühler: «Zuerst erobern wir Deutschland und dann die ganze verfuckte Welt, habt ihr verstanden? Und wehe, ich höre von euch Pissnelken auch nur einen falschen ...» In diesem Moment fiel Hungerbühler tot um, gefällt von einem Herzinfarkt. Was sollten wir jetzt tun? Wir mussten doch für den ZDF-Auftritt üben! Also wählten wir einen neuen Chorleiter, und das war Susi Hoehstetter. Und Susi sagte: «Ich möchte, dass ihr versteht, wie wichtig dieser ZDF-Auftritt für uns alle ist, und dass wir alle zusammenhalten müssen, jeder darf sagen, was er fühlt.» Beim ZDF-Auftritt

sangen wir so schlecht wie noch nie. Es fehlte einfach der Leidensdruck. Bei den Proben fingen wir an, uns gegenseitig anzubrüllen: «Mit der Scheisse, die du singst, könnte man Hai-fische vergiften!» – «Halt's Maul, du musikalische Totgeburt!» Alles begann zu bröckeln. Und Susi sagte: «Also ich möchte wirklich, dass ihr versucht ...» Sie wusste noch nicht, dass sie nur eine Wahl hatte: genauso zu werden wie Peter Hungerbühler.



FRAUEN Nikki Haley, Kandidatin Julie Burchill

Als ich während der letzten amerikanischen Präsidentschaftswahlen Trump und Biden rummachen sah, war ich vollkommen baff: Wie war es möglich, dass in einem Land, das immer für seine jugendliche Dynamik bekannt gewesen war, sich zum Schluss zwei Senioren ineinander verbissen? Auch heute noch hat die Vitalität der Frau des Siegers und seiner Vizepräsidentin zur Folge, dass er wie ein verwirrter Greis wirkt, der zwischen zwei energischen Krankenschwestern hin- und hergeschoben wird.

Nikki Haley dagegen wirkt mit ihren 51 Jahren wie eine Fussballmama. Geboren als Nimarata Randhawa, verkörpert sie die zupackende «Wir schaffen das»-Effizienz, die so typisch ist für indische Einwanderer. Ihre Eltern kamen aus dem Pandschab in die USA, beide waren Akademiker, wobei die Mutter eine Zeitlang eine Modeboutique führte, und das passt, denn Haley hat in jedem Sinn des Wortes etwas Smartes an sich.

Sie wurde 2004 erstmals ins Repräsentantenhaus von South Carolina gewählt, wo sie drei Amtszeiten absolvierte. Während der dritten wurde sie als Gouverneurin von South Carolina

gewählt und war damit die erste Frau und die jüngste Gouverneurin des Landes. 2017 wurde sie zum ersten indisch-amerikanischen Mitglied eines Präsidentenkabinetts und Botschafterin der Vereinigten Staaten bei der Uno. Hier überzeugte sie durch ihre ruhige, furchtlose Einstellung gegenüber Diktatoren und ihren Einsatz für das bedrängte Israel.

Während der Vorwahlen der Republikaner hatte sie sich für Marco Rubio ausgesprochen und über Trump gesagt: «Ich höre nicht auf, bis wir uns gegen einen Mann stellen, der sich weigert, sich vom Ku-Klux-Klan zu distanzieren. Das gehört nicht zu unserer Partei. So jemanden wollen wir nicht als Präsidenten.» Als Trump sie auf Twitter attackierte, tweetete sie nur «Gott segne dich!» zurück. Sie bezeichnet sich als «knallharte Frau», was wohl tut in diesen weichgespülten #BeKind-Zeiten. In einem Artikel in der *New York Post* versprach sie vor kurzem «Ländern, die die USA hassen, jeden Cent Entwicklungshilfe zu streichen» und nannte dabei unter anderen Pakistan, Simbabwe und China.

«Wer vom Verlieren genug hat, setzt auf eine neue Generation. Und wenn Sie – nicht nur als Partei, sondern als Nation – gewinnen wollen, stellen Sie sich auf meine Seite», sagte sie im Lauf einer Veranstaltung, an der sie verkündete, dass sie an den Präsidentschaftswahlen 2024 teilnehmen werde mit dem Slogan «Stark und stolz – nicht schwach und woke». Vielleicht könnten die USA unter der festen, doch geschmeidigen Führung dieser starken und entschlossenen Frau tatsächlich aus ihrem traurigen Fiebertraum herausgerissen werden.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Hexenverbrennen

Scholz: Wie lösen wir bloss alle diese Probleme auf der Welt?

Inquisitor: Also wir haben früher Hexen verbrannt. Das hat eigentlich immer gut funktioniert.

Lauterbach: Hexenverbrennen klingt interessant. Wie geht das?

Inquisitor: Ganz einfach. Ihr müsst für jedes Problem ein paar Schuldige finden, sie öffentlich anprangern und dann auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

Habeck: Und wirkt das auch gegen Klimaerwärmung?

Inquisitor: Also wir hatten damals eine kleine Eiszeit.

Habeck: Wunderbar! Wenn es schon einmal funktioniert hat, dann bin ich beruhigt.

Lauterbach: Und was machen wir mit der Pandemie?

Inquisitor: Also wir haben damals die Pest mit Hexenverbrennungen in den Griff bekommen.

Lauterbach: Ist das wahr?

Inquisitor: Ist denn die Pest jemals wieder aufgetaucht?

Lauterbach: Nein.

Inquisitor: Dann haben die Hexenverbrennungen gewirkt.

Scholz: Ich befürchte bloss, dass wir keine genügende gesetzliche Grundlage für Hexenverbrennungen haben.

Inquisitor: Wir haben damals einfach behauptet, wir würden die Hexen im Auftrag Gottes verbrennen.

Baerbock: Die Leute glauben heute leider nicht mehr an Gott, und wir übrigens auch nicht.

Lauterbach: Wir könnten sagen, dass wir die Hexen im Auftrag der WHO verbrennen.

Habeck: Warum verbrennen wir die Hexen nicht gleich im Auftrag des Klimas?

Baerbock: Oder wir verbrennen die Hexen einfach im Auftrag der ganzen Welt.

Faeser: Vielleicht genügt es, wenn wir sagen, dass wir im Auftrag des Guten handeln.

Scholz: Ja, das Gute, das klingt immer gut.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Burtons Vermächtnis

«The Holme» in London könnte zur teuersten Villa der Welt werden. Was macht sie so wertvoll?



«Definition der westlichen Zivilisation»: Herrenhaus «The Holme» im Regent's Park.

In den letzten Tagen kam eine Londoner Liegenschaft ins Rampenlicht, die für knapp 275 Millionen Franken den Besitzer wechseln könnte. Es wäre der höchste Betrag, der je für eine private Unterkunft ausgegeben würde. Bisheriger Spitzenreiter ist Hedge-Fund-Manager Ken Griffin, der 238 Millionen Franken für ein Apartment im nigelnagelneuen New Yorker Wolkenkratzer 220 Central Park South bezahlte.

Saudi-Prinz muss verkaufen

Die Londoner Villa ist 205 Jahre alt, heisst «The Holme» und steht im Regent's Park, einer der acht öffentlich zugänglichen königlichen Grünanlagen der Stadt. Das heisst auch, dass sie sich eigentlich im Besitz der britischen Krone befindet, über ein Erbpachtmodell aber genutzt werden kann. Offizieller Eigentümer des Gebäudes ist seit 1991 Quendon Ltd. in Guernsey; wirtschaftlich Berechtigter ist der saudische Prinz Khaled bin Sultan al-Saud. Wie die *Financial Times* berichtete, muss dieser die Liegenschaft jetzt wegen Geldnot abstossen. Er habe damals 43 Millionen Dollar ausgegeben, um an einen

langfristigen Mietvertrag der Residenz heranzukommen.

«The Holme» ist eines von nur neun Herrenhäusern im Regent's Park und von riesigem Ausmass. Je nachdem, wo man sich gerade befindet, wird es «Mini-Buckingham-Palast» oder «Weisses Haus vom Regent's Park» genannt. Es ist zweistöckig, steht auf einem rund 16 000 Quadratmeter grossen Grundstück am Inner Circle, hat vierzig Zimmer und einen imposanten Garten. Der berühmte britische Architekturkritiker Ian Nairn (1930–1983) beschrieb den Bau einmal so: «Wenn Sie eine Definition der westlichen Zivilisation in einer einzigen Ansicht wollen, dann ist es hier.»

«The Holme» war die erste Villa, die von der Familie Burton entworfen und errichtet wurde. Familienoberhaupt James Burton, Immobilienentwickler, Architekt und Schiesspulverfabrikant, war ab dem Ende des 18. Jahrhunderts der erfolgreichste Baumeister der georgianischen Architektur: Unter seiner Aufsicht entstanden in London über 3000 Liegenschaften. Das nun zum Verkauf stehende Herrenhaus entwarf sein Sohn Decimus 1818.



fotolia.com © art_zzz



fotolia.com © Sabine Klein



fotolia.com © Sabine Klein

VIP-Spezialreise: Sachsens Hauptstadt Dresden

Klingendes Elbflorenz

Dresden und Florenz – die Parallelen zwischen der sächsischen und der toskanischen Hauptstadt sind nicht zu übersehen. Auf unserer 4-tägigen Leserreise tauchen wir ein in die bewegte Geschichte der Stadt und geniessen Gustav Mahlers «Symphonie Nr. 3 in d-Moll» in der weltberühmten Semperoper.

Dresdens Zauber ergibt sich durch die herrliche Lage im Elbtal, seine prachtvolle Barockarchitektur sowie die zahlreichen Kunst- und Kulturschätze. Die prägenden Bauten der Stadt sind unter florentinischem Einfluss entstanden. Insbesondere die mächtige Steinkuppel der Frauenkirche erinnert an die Kathedrale von Florenz. «Steingewordene Musik» ist das geflügelte Wort, wenn vom Dresdner Barock die Rede ist.

Unsere Exkursion startet in der wunderschönen Inneren Altstadt. Durch Bombenangriffe 1945 zu grossen Teilen zerstört, zeigt sie sich heute wieder in vollem Glanz. Das Abendessen im historischen Ambiente – begleitet von Mägen, Zauberern, Gauklern und Musikanten – wird uns in eine andere Zeit zurückversetzen.

Im weiteren Verlauf unserer Erlebnisreise besichtigen wir die Frauenkirche. Errichtet im 18. Jahrhundert, wurde der Sandsteinbau kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört. Viele Jahrzehnte blieb die Ruine als Mahnmal gegen Krieg und Zerstörung bestehen. Erst nach der Wiedervereinigung erfolgte der Wiederaufbau und 2005 die erneute Weihe.

Wir besuchen das Residenzschloss, das heute die Museen der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden beherbergt. Wie kein zweites Bauwerk

verkörpert es die Zeitgeschichte und den Wandel Dresdens in den vergangenen sechs Jahrhunderten. Zur Entspannung lassen wir uns mit einem Schaufelraddampfer der Sächsischen Dampfschiffahrt zum Schloss Pillnitz chauffieren. Bei der Führung durch das Schlossmuseum entdecken wir den Kuppelsaal und die königliche Hofküche, die einst sowohl die Königsfamilie als auch den Hofstaat versorgte.

Musikalischer Höhepunkt ist unser Besuch der weltbekannten Semperoper. Hier erwartet uns ein besonderer Leckerbissen: das «10. Symphoniekonzert» der Staatskapelle Dresden unter der Leitung ihres Chefdirigenten Christian Thielemann mit Gustav Mahlers «Symphonie Nr. 3 in d-Moll».

Optional auf dem Programm steht die Sächsische Weinstrasse. Im Museum der Meissen-Porzellan-Stiftung bestaunen wir fragile Kunstwerke aus über 300 Jahren Manufakturgeschichte. Im Schloss Proschwitz, dem ältesten privat bewirtschafteten Weingut Sachsens, überzeugen wir uns bei einer Weinverkostung mit Imbiss vom Motto «Hochgenuss trifft Lebensfreude».

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular: www.weltwoche.ch/platin-club

Leserreise «Elbflorenz Dresden»

Reisetermin:

11. bis 14. Juni 2023

Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Berlin und Dresden–Zürich
- Transfers Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss»
- 1 Abendessen im Gewölberestaurant «Sophienkeller» oder «Pulverturm»
- 1 Abendessen im Hotel
- Ausflug «Innere Altstadt»
- Ausflug zum Schloss Pillnitz mit Besichtigung und Schifffahrt auf der Elbe
- Besuch in der Semperoper: «Symphonie Nr. 3 in d-Moll» von Gustav Mahler (Karten der Kategorie PG 1)
- Ausflug «Frauenkirche und Residenzschloss»
- Reiseleitung, Unterlagen, Insolvenzversicherung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1550.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1850.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 220.–
Ermässigung bei Eigenreise und -abreise: Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Sächsische Weinstrasse, Meissener Porzellan und Schloss Proschwitz», inkl. Imbiss, Weinprobe und Eintritt: Fr. 80.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

ESSEN/ANDREAS HONEGGER

Teich, Seeli, See und Fisch

Restaurant Seeli, Seestrasse 189,
8806 Bäch, Tel. 044 784 03 00

Das Restaurant «Seeli» in Bäch im Kanton Schwyz – wie die Website vermerkt, im 1692 erbauten, «typisch zürcherischen Riegelhaus» – verdankt seinen Namen weder der Tatsache, dass es am Zürichsee liegt, noch dem Koi-Teich vor dem Haus, sondern dem kleinen Baggersee hinter dem Haus, der von der langjährigen Kiesausbeute der Kibag geblieben ist. Dass das Haus an Teich, Seeli und See auf eine gute Fischküche spezialisiert ist, versteht sich ja von selbst.

Die hervorragende klare Fischsuppe mit Safran zu Beginn enthielt kleine, nur kurz in der Bouillon gegerichte Fischstücke und wurde gekrönt von einer grillierten Jakobsmuschel: perfekt! Die grünen Spargeln, im Tempurateig



gebacken und mit Guacamole serviert, waren eine gute Idee, und ein Frühlingssalat mit gebratenem Speck und weichem Ei war ebenfalls ein idealer Einstieg. Die frittierten Egli – von einem Fischer im nahegelegenen Freienbach –, in einem Weinteig ausgebacken und mit Blattspinat, Salzkartoffeln und Tatarsauce serviert, erfüllten unsere Erwartungen. Übertroffen wurden diese von einem Wolfsbarschfilet, begleitet von hervorragenden Crevetten, Miesmuscheln und diversen Gemüsen. Dazu

serviert wurde separat ein Spargelrisotto. Bei aller Begeisterung für die Fischküche darf aber nicht vergessen werden, dass auch ein Kalbsgeschnetzeltes mit Champignons und Rösti perfekt serviert wurde. Im «Seeli» isst bei allem das Auge mit: Die frittierten Spargeln kamen als exakt arrangiertes Gitter daher, der Salat in allen Grüntönen der Saison und mit ein paar zarten Bärlauchblättern. Auch der Wein kam aus der Region: ein Riesling-Sylvaner von den Rebbergen bei Wollerau. Verantwortlich für das Restaurant sind Carmen Thommen und Markus Karle, die zusammen die Town Hall Gastro AG bilden.

Montags und dienstags ist das «Seeli» zu, dafür wird am Sonntag hier bis sechzehn Uhr Mittagessen serviert. Ideal nach langem Schlafen und Spätstück. Zudem ist die Fahrt um den Zürichsee ein lohnender Ausflug. Am Donnerstag stehen Moules et frites auf der Karte!

WEIN/PETER RÜEDI

Süsse des Fleisches

Department 66 (Dave Phinney): Falling Blue
2019 Côtes Catalanes IGP. 15,5%. Mövenpick,
Fr. 23.80. www.moevenpick-wein.com

Hier sind wir im Grenzland. Frankreichs Département 66 bilden die Pyrénées-Orientales. Der südöstlichste Zipfel des Landes ist Weinfreunden besser bekannt unter dem Namen Roussillon, allenfalls unter dem der Côtes Catalanes. Was zwar keine Appellation, sondern nur eine IGT ist (*indication géographique protégée*), allerdings den Vorteil hat, die Sache zu treffen. Gehören doch die Pyrénées-Orientales nur mehr bedingt zu Frankreich, ihrer wechselhaften Geschichte, ihrer Sprache, Kultur (und Viti-Kultur) nach aber zu Katalonien. In diesen Grenzbezirk also, wo die Sonne am stotzigen Hang die Schieferböden sengt und die Reben stark macht, die sie nicht umbringt, genauer gesagt – in den Ort Maury verschlug es 2008 einen Grenzgänger von *way out west*. In einem *coup de foudre* verliebte sich der Amerikaner Dave Phinney, im kalifornischen Napa Valley mit seinen Orin Swift Cellars



zuvor zu Ansehen gelangt, in die Möglichkeiten dieses wilden Winkels der alten Welt. Mit Understatement (oder dem Gegenteil?) taufte er seine neue Kellerei und die rasch angewachsenen Rebberge auf den Namen «Department 66».

So entstand unter anderem die Cuvée, die Mövenpick als Wein des Jahres 2023 vorstellt. Der Grenache-Syrah-Verschnitt (80% bzw. 20%) hat dafür den richtigen Aplomb, ist sozusagen ein in Frankreich gewachsener katalanischer Wein, gekeltert nach den Vorstellungen eines Winzers aus Napa Valley. «Falling Blue» ist kein Kind von Traurigkeit. «Nichts für Pfarrertöchter», hätte man in Zeiten vor den gendermässigen Empfindlichkeiten noch sagen können. Nun bin ich zwar auch ein Lieb-

haber des Halbschattens und sordinierter Töne, also gelegentlich durchaus auch ein Freund der gerade ziemlich in Mode stehenden «leichten» Weine. Allein, um zu wissen, was wir an denen haben, muss einem zuweilen ein schweres Geschütz wie dieses aufgefahren werden; der volle Berlioz- (oder meinetwegen auch Wagner-) Sound. Was bekanntlich nicht pure Gewalt, sondern eben auch Raffinement in der Orchestrierung meint. Wer eine Rubens-Ausstellung besucht, erwartet keine Giacometti-Figuren.

In diesem Sinn erfreuen wir uns an der Süsse des Fleisches: schwarze Früchte, Backpflaumen, Brombeergelee, Weinbeeren, eingemachte Erdbeeren. Etwas gutdosiertes Holz von der Barrique, blankgeschliffene Tannine. Diskrete, aber prägnante Säure. Und ja, es wäre gelogen, zu sagen, der Alkohol sei nicht zu bemerken. Aber er schießt uns nach dem laaangen Ende auch nicht als eine Flamme aus dem Rachen wie dem Agip-Hund. Darf schon mal sein, so ein Hammer zwischendurch. Die Fastenzeit hat auch ihr Ende. (Dekantieren. Nicht zu warm trinken.)

Demokratie der Dynamik

Der Subaru BRZ ist auf der Rennstrecke und jeder Strasse für ein paar schnelle Kurven ideal.



Vergangene Woche war ich für diese Kolumne im Elsass, weil sich mir dort die Gelegenheit bot, den neuen Subaru BRZ auf der idyllischen Rennstrecke Anneau du Rhin ein paar Runden unter nicht alltäglichen Bedingungen zu fahren. Es ist zwar offensichtlich, dass ich auf dem Rundkurs nicht ganz vorne mitzufahren vermag, hingegen mangelt es nicht an Wille und Engagement, eine möglichst schöne Linie zu fahren.

Um am Subaru BRZ Freude zu haben, braucht es allerdings auch keinen abgesperrten Kurs, dieses Auto wirkt von Grund auf sympathisch. Vielleicht auch, weil es letztlich auf traditionellen Werten in dieser Fahrzeugdisziplin beruht, die im Zuge der aufgeregten Digitalisierung und Elektrifizierung der Mobilität so etwas wie die Wärme des Bewährten ausstrahlen. In den BRZ steigt man ein, steht – je nach Modell – auf Kupplung und Bremse, drückt den Startknopf und fährt los. Wer gerade nicht die Ideallinie auf der Rennstrecke sucht, sondern lieber auf einer Landstrasse ins verdiente Wochenende fährt, findet einen ansprechend grossen Kofferraum sowie eine Rück- oder vielmehr Ablagebank vor.

Zum Konzept dieses Sportwagens, der nun in der zweiten Generation auf den Markt kommt, gehört zudem ein geringes Gewicht von unter 1300 Kilogramm, ein tiefer Schwerpunkt, ein vorne platzierter Boxer-Saugmotor mit etwas mehr Hubraum (2,4 statt 2,0 Liter) und neu 234 PS (früher: 200 PS) sowie ein Heckantrieb. Dass das Auto zudem als Subaru BRZ 2.4 STI-Line Plus mit manueller Schaltung schon gut ausgestattet für 40 500 Franken erhältlich ist,

macht es erst noch zu einem ziemlich demokratischen Ereignis. Auch eine unwesentlich teurere Version mit Schalt-Automatik ist erhältlich.

Auf der langen Geraden, die nach einer Schikane mit Links-rechts-Kurvenkombination folgt, zieht der BRZ lustig davon und beschleunigt im vierten Gang scheinbar unangestrengt bis auf etwa 160 km/h, bevor es Zeit ist, auf die Bremse zu treten. 250 Newtonmeter Drehmoment liegen bereits bei 3700 Umdrehungen an, aus dem Stand wäre die Marke von 100 km/h in 6,3 Sekunden erreicht. Die folgende Kurve lässt sich leicht und flüssig durchfahren, was unter anderem an der direkten, präzisen Lenkung, dem Torsen-Differenzial und der gut balancierten Gewichtsverteilung liegt.

Der flotte Subaru, der 2006 erstmals als Prototyp präsentiert wurde, ist letztlich ein sehr ehrliches Auto und bietet nicht bloss beim Preis, sondern auch beim Verhalten auf dem Asphalt eine Art von Demokratie der Dynamik, weil damit fast jede und jeder zurechtkommen kann. Das ist keine zickige, übermotorisierte Sportwagendiva, sondern in jedem Detail eher die freundliche japanische Art, seine Kilometer im Auto leichtfüssig und sportlich zurückzulegen.

Subaru BRZ 2.4 STI-Line Plus

Motor/Antrieb: Boxer-Saugmotor (4 Zylinder), 6-Gang-Schaltung manuell; Hubraum: 2400 ccm; Leistung: 234 PS/172 kW; max. Drehmoment: 250 Nm/3500 U/min; Verbrauch (WLTP): 8,8 Liter/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h; Preis: ab Fr. 40 500.–



OBJEKT DER WOCHE

Kult aus Acryl

SKA-Mütze

Für über 200 Franken versteigert

Sie ist die bekannteste Skimütze, seit es Pulverschnee gibt. Selbst die multifunktionale Roger-Staub-Kappe reichte nicht an die Popularität der schnittigen Winterkopfbedeckung aus Acryl in Rot-Blau-Weiss mit dem Logo «SKA CS» heran. Vielleicht weil sie gratis war. 1977 brachte die Schweizerische Kreditanstalt (SKA), international Credit Suisse, in einer Werbeaktion 800 000 Stück davon unter das Volk. Die Mütze war eine Aktion der SKA, die Bank bei der Basis beliebter zu machen. Die Schweizerische Volksbank (SVB) wurde von der SKA auch noch geschluckt; allerdings erst 1993, nachdem die SVB in der Immobilienkrise Anfang der neunziger Jahre ins Taumeln geraten war. Tempi passati. Diese Woche übernahm die UBS die CS.

Schawinski-mässig erhebt der beliebte Alt-Bundesrat und Sportbotschafter Adolf Ogi Anspruch darauf, die Idee zur Kultmütze gehabt zu haben. Er war damals Direktor des Schweizerischen Skiverbandes und habe eine Zusammenarbeit mit der Kreditanstalt angepeilt. «Sie haben es dann aber alleine gemacht», sagte Ogi Ende Dezember 2013 in einem NZZ-Interview. Das Buch «Von der Schweizerischen Kreditanstalt zur Credit Suisse Group – eine Bankgeschichte» schreibt den Mützeneinfall allerdings einem Mitarbeiter aus La Chaux-de-Fonds zu.

Die Beliebtheit der SKA-Kappen liess kaum nach; bis vor kurzem gingen sie auf Auktionsplattformen für bis zu hundert Franken weg; seit es die CS nicht mehr gibt, zahlen Leute über 200 Franken.

Benjamin Bögli



Toller Gastgeber:
«Kulm»-General Manager Bardhyl Coli.



«Was für ein Spass!»: Weltwoche-Chef Köppel.



Heimelig:
Restaurant «Stüva Cuolm».



Teamwork: Weltwoche-Verlagsleiter Florian Schwab, Betriebsleiter Samuel Hofmann.



Strahlende Gesichter: Partners-Group-Co-Gründer und Sporthilfe-Präsident Urs Wietlisbach präsentiert drei erfolgreiche Teilnehmer des Weltwoche-Skirennens in Arosa.

BEI DEN LEUTEN

Premiere in Arosa

Im herrlichen Pulverschnee führte die *Weltwoche* zum ersten Mal ein Skirennen durch.

André Häfliger

Schneefall, minus 5 Grad, etwas neblig. Doch auf dem 2053 Meter hohen Tschuggen herrschte Hochbetrieb. Ex-Skirennfahrerin **Brigitte Oertli** instruiert alle Läuferinnen und Läufer über den Rennverlauf. «Ich merke, hier ist viel Motivation in der Luft», sagte die zweifache Olympiamedaillen-Gewinnerin. Mit Startnummer 51 geht *Weltwoche*-Verleger **Roger Köppel** ran: «Was für ein Spass!» Später am Abend dann die Siegerehrung im heimeligen Restaurant «Stüva Cuolm». **Bruno Bosshard** und **Felix Mäder**, die beide am *Weltwoche*-Cup ein Spitzenresultat erzielten, waren sich einig: «Was für ein fantastisch schönes Wochenende! Wir freuen uns sehr. Der Neuschnee, das tolle Hotel, das feine Essen. Alles ist perfekt!»

Die Geschichte des edlen «Arosa Kulm» ist faszinierend. Das Hotel wurde 1882 von **Thomas Hold** als Kurhaus gegründet und ist das Werk des Textilunternehmers **Beat Stoffel** (1700 Angestellte) aus St. Gallen – und seines Sohnes Max. Das «Kulm» und das «Tschuggen Grand Hotel» wetteiferten in den 1950er Jahren mit grandiosen Musikern. Die Luzer-

ner Sextett-Legende **Hazy Osterwald** («Kriminal-Tango») sowie die Aargauer «O mein Papa»-Sängerin **Lys Assia** und der deutsche Star **James Last** («Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung») wählten stets das «Kulm», wo einst auch ein Trainingslager von Miss-Schweiz-Kandidatinnen stattfand. Nun war Bandleader **Pepe Lienhard** mit seiner charmanten Ehefrau **Christine** zu Gast am *Weltwoche*-Ski-Weekend. Ihr elfjähriger Schäferhund Garou durfte auch mitkommen. Lienhard schmunzelnd: «Er zählt also 77 Menschenjahre und ist somit gleich alt wie ich.»

Zurück zur «Arosa Kulm»-Geschichte: Vor knapp einem Jahr gab es einen bedeutenden Besitzerwechsel: **Simone** und **Urs Wietlisbach** übernahmen das Traditionshaus. Wietlisbach ist Mitgründer des Investment-Riesen Partners Group und Präsident des Stiftungsrates der Schweizer Sporthilfe. Ihm gehört auch das Restaurant «Alp Arosa». Er sagt: «Wir waren schon immer Fans von Arosa. Hier ist es einfach paradisiesschön. Und zwar im Winter und im Sommer.» Wie recht er hat!



Im Schneegestöber: Pepe und Christine Lienhard, Schäferhund Garou.



Vor dem Start: Brigitte Oertli instruiert die Renn-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer.



«Viel Motivation»: Ski-Idol Oertli.



Gewann einen Spezialpreis: Tamara Wällisch.



Alles rennbereit: Skilehrer Christian Rei, Lukas Arnold.



Gute Stimmung: Tien Köppel und Simone Wietlisbach.



In Aktion: «Stüva»-Küchenchef Emanuel Della Pietra, 15 Punkte im GaultMillau.

Doktrin des Optimismus



Social Media sind voll von wohlmeinender Positivität.

Covid-19, Klimaerwärmung und Angriffskrieg gegen die Ukraine schlagen vielen aufs Gemüt. Psychologische Angebote haben Konjunktur, das Schlagwort *mental health* schafft es über die Schwelle der Fachkreise hinaus. Gleichzeitig sind die sozialen Medien voll mit Inhalten, die dem ähneln, was einst dem Genre der «Erbauungsliteratur» zuzuordnen war. Ihre Doktrin: Eine erfolgreiche Karriere

ist möglich, wenn man genügend an sich selber glaubt; Ängste sollen mit dem richtigen Mindset überwunden werden, Krisen bringen Chancen, man darf nie aufgeben. Probleme schliesslich werden euphemistisch zu «Herausforderungen»; egal, wie gross diese sind, nur eine positive Einstellung kann diese lösen. Im angelsächsischen Raum macht zusehends der Begriff der *toxic positivity* die Runde; toxische

Positivität. Denn der Zwangsoptimismus ist unempathisch. Schliesslich ist ein erfreulicher Lebensweg nicht nur eine Frage des Mindsets, sondern auch der Chancen. Diese wiederum hängen im Wesentlichen von sozioökonomischen Bedingungen ab.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, wenn ich eine neue Beziehung eingehe, dauert es immer ein paar Wochen, wenn nicht Monate, bis ich beim Sex einen hochkriege. Meine Partnerinnen meinen dann, ich finde sie nicht heiss, aber das stimmt nicht. Was soll ich tun? V. M., Zürich

Mit dieser Herausforderung sind Sie nicht allein. Fakt ist: Auch Männer haben Emotionen, und da Körper, Geist und Seele eine Einheit bilden, funktionieren sie nicht getrennt voneinander. Eine neue Beziehung ist immer aufregend. Sie führt zu Anspannung, Druck und vielen Fragen, die uns durch Herz und Hirn schiessen. Was mag sie? Wird es ihr gefallen? Mache ich alles richtig? Wo jedoch so viel Energie für Denkarbeit und Konzentration auf das Gegenüber verbraucht wird, fehlt sie manchmal, um einen hochzukriegen. Das hat mit der anderen Person oder mit der Tatsache, dass wir sie heiss finden, nichts zu tun.



Der Penis ist ein wundervolles Biofeedback, das in diesem Fall ganz klar sagt: «Erst mal Ruhe reinbringen und hinlegen.» Das mag für den Besitzer emotional schmerzhaft oder peinlich sein, doch in Wirklichkeit ist es ein Schutzmechanismus des Körpers.

Je aufgeregter und nervöser Sie sind, je mehr Druck in Ihrem Körper herrscht, desto schwieriger ist es, auf körperlicher Ebene einfach zu «funktionieren». Zwei Dinge sind zu tun. Erstens: Sprechen Sie mit Ihren Partnerinnen da-

rüber. Gehen Sie offensiv mit dieser Situation um und erklären Sie ihnen, dass Sie Zeit brauchen, sich an die neue Situation zu gewöhnen. So nehmen Sie den Druck raus und helfen Ihrem Körper dabei, wieder mehr zu empfinden. Und dann, wenn die Situation geklärt ist, stürzen Sie sich mit Haut, Haar und Penis in die Wahrnehmung. Kommen Sie in der Situation an, spüren Sie, was Sie brauchen, und fühlen Sie in Ihren Penis. Es ist wichtig, dass Sie ihn nicht als Störenfried, der nicht wie geplant funktioniert, betrachten, sondern als Freund, der Ihnen etwas über die neue Situation sagen möchte. Selbstakzeptanz ist der Schlüssel, der Ihnen helfen wird, auf allen Ebenen Ruhe hineinzubringen und mehr und mehr den freudvollen, entspannten Sex zu erleben, den Sie sich wünschen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Matthias Breschan

Der Longines-CEO legt Wert auf Markengeschichte und hauseigene Erfindungen. Ein Gespräch über Design, Funktionalität und Nachhaltigkeit von Luxusuhren.

Mit seiner über 300-jährigen Geschichte bietet der an der Aare gelegene Palais Besenval in Solothurn eine würdevolle Kulisse, die wunderbar zu einem Brand wie Longines passt. Der 1832 gegründete Uhrenhersteller mit Sitz in Saint-Imier im Berner Jura kann ebenfalls auf eine bewegte und reiche Geschichte zurückblicken. Von dieser erzählen auch die tickenden Neuheiten, die hier an diesem Märztag Vertreterinnen und Vertretern der Presse exklusiv präsentiert werden. Embargos hin, *spoilers* her, so viel sei verraten: «Elegance is an attitude», das Brand-Motto von 1997, dient erneut als ästhetische und inhaltliche Klammer.

Vor dem Abendessen nimmt sich Matthias Breschan, CEO von Longines, Zeit für ein Gespräch. Was die Jahres-Highlights anbelangt, hat der gebürtige Kärntner zwei persönliche Favoriten: die Pilot Majetek, eine sportliche Fliegeruhr mit kleiner Sekunde, auf der einen Seite und auf der anderen die neue Spirit Flyback, die just heute in den Verkauf gelangt.

«Roadmap für die Zukunft»

«Uhren gehören zu den nachhaltigsten Produkten überhaupt», sagt Matthias Breschan ohne Umschweife. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine Uhr älter werde als die Käuferin oder der Käufer, sei sehr hoch: «Eine Uhr kauft man für die nächste Generation.» Das würden derzeit immer mehr junge Menschen erkennen. Hinzu komme, dass immer mehr jüngere Menschen «auf der Suche nach starken Wurzeln» seien. Just diese Klientel vermag Longines, Marktführer im Mittelpreissegment, offenbar geradezu magnetisch anzuziehen; die günstigsten Modelle starten bei rund 1000 Franken, und die neue Spirit Flyback mit durchsichtigem Gehäuseboden und Manufaktur-Kaliber beispielsweise kostet ab 4200 Franken.

Was das Design anbelangt, ist der anhaltende Vintage-Trend weiterhin tonangebend. «Dieser wird noch über Jahre anhalten», prognostiziert der 58-Jährige und greift zum Wasserglas. Das Gespräch kreist danach um Werte, Authentizität sowie um hauseigene Erfindungen wie die GMT-Uhr mit zweiter Zeitzone oder eben



«Die Reichhaltigkeit war mir unbewusst»: Uhrenchef Breschan.

den Flyback – dank dieser Chronografen-Funktion lassen sich beim Stoppen von zwei verschiedenen Zeiten drei Anstöße einsparen. Breschan, das merkt man sofort, ist ein Freund von Anekdoten. «Bevor ich 2020 zu Longines gewechselt bin, war ich bereits über zwanzig Jahre in der Uhrenindustrie», sagt der Österreicher, der zuvor die Swatch-Group-Marken Rado und Hamilton geführt hat, «doch die Reichhaltigkeit der Geschichte war mir, wie ich bei Longines angefangen habe, unbewusst.» Auf diese «Schatzkammer» könne man sich

stützen, wenn es darum geht, eine «Roadmap für die Zukunft» zu definieren.

Bei Frauen stark beliebt sind die sogenannten *dress watches*, elegante Modelle, bei denen die Funktionalität zweitrangig ist. Matthias Breschan selbst indes weiss Letztere sehr wohl zu schätzen: «Beim Kochen und beim Sport verwende ich eine Longines Spirit mit Chronografenfunktion, diesbezüglich meine Lieblingsuhr», sagt er, ehe er sich – pünktlich – in den Speisesaal begibt.

Oliver Schmuki

Anne Walser, Filmproduzentin

Die Zürcherin träumt von kuriosen Abenteuern; an einem Mann mag sie, wenn er geistig einen Raum füllen kann, und sie sagt, welcher Ratschlag sie am meisten beeindruckt hat.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Anne Walser: Menschen, die sich aus Liebe aufopfern und sich an die zweite Stelle setzen.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Walser: Noch gar niemanden. Ich bewundere zwar viele Menschen, aber ans Konzept Autogramm glaube ich wenig. Wenn, dann suche ich das Gespräch.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Walser: Wenn ich überzeugt bin, dann kann ich auch meine Mitmenschen überzeugen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Walser: Genug, um grosszügig mir und meinen Liebsten gegenüber zu sein. Zu wenig, um nicht konstant und aufmerksam berufliche Chancen zu erkennen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Walser: Geistig einen Raum füllen zu können.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Walser: Vor Tunnels und Momenten, in denen einem alle Handlungsfähigkeit genommen wird.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Walser: Vor Freude an Weihnachten, als meine gesamte Familie zusammen war.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Walser: Liberale Menschen, die für Toleranz und Eigenverantwortung stehen.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Walser: Ja.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Walser: Unterschiedlich. Grundsätzlich tendiere ich zu einer Mischung aus freisinnig-liberal und sozial.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Walser: Mit jemandem, der immerhin Lust auf mehr mit anderen machte.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Walser: Jedes, welches mich konkret an schöne Momente erinnert. Zum Beispiel «Nobody Does It Better» von Carly Simon, «Sweet

Walser: Am liebsten verbringe ich Zeit mit *meinem* Mann!

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Walser: Nein. Ich habe in der Jugend gerade genug experimentiert, um zu sehen, wie sehr Drogen Seele und Körper zerstören können.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Walser: Mit Pippi Langstrumpf. Die macht sich die Welt so farbenfroh, wie sie will.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Walser: Die Schönheiten im Detail zu erkennen und dankbar zu sein.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Walser: Nein, aber auch mir selber gegenüber nicht. Vertrauen wächst und wird nicht geschenkt.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Walser: Weil unser Hund auf Knochen steht!

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Walser: Hoffentlich ewiger, innerer Frieden, Erfüllung und Ruhe.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Walser: Strengere Bestrafung für Pädophile und Tierquäler und absolute Lohngleichstellung bei Mann und Frau bei gleicher Leistung.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Walser: Klavier spielen.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Walser: Meine Eltern und mein Grossvater!

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Walser: In der Natur, Hand in Hand mit meinem Mann, während unser Hund fröhlich um uns herumspringt.



«Toleranz und Eigenverantwortung»: Walser, 45.

Jane» oder «You've Got the Love» von Florence and the Machine, der Titelsong meines Films «Youth».

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

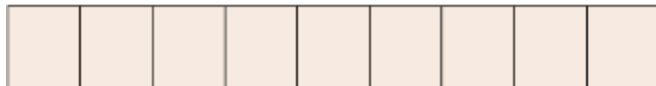
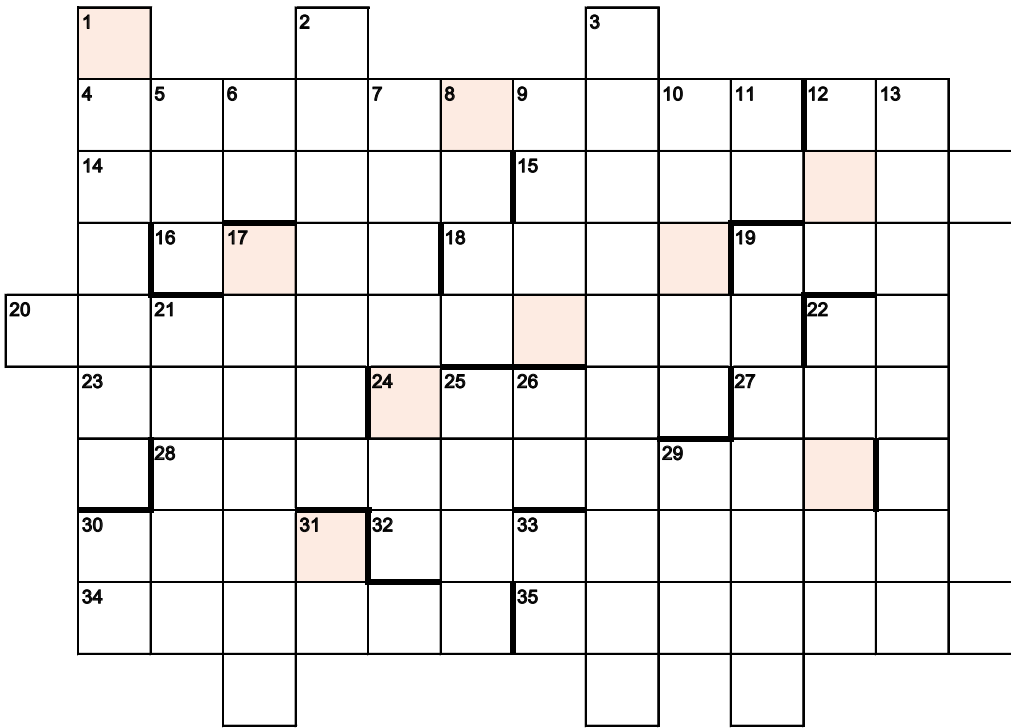
Walser: Von kuriosen Abenteuern mit Freunden und vom freien Fall.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Walser: Die Zeichen kurzer Nächte! Das war früher nicht so.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Am 30. März läuft der von Anne Walser produzierte Film «Sisi und ich» mit Sandra Hüller, Susanne Wolff und Stefan Kurt in den Schweizer Kinos an.



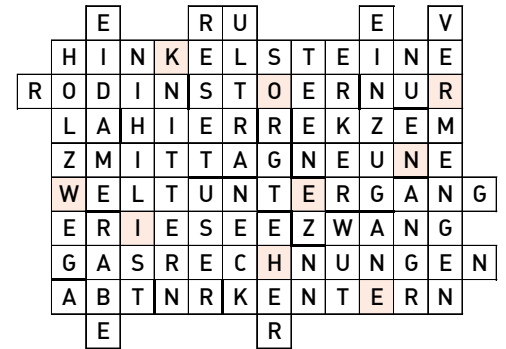
Lösungswort — ermöglicht Geldgeschäfte in Nordosteuropa?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 sorgt für Mobilität und ist am Ende eine runde Sache 12 10⁻⁶ m³ oder 1'240'192 km² gross 14 was Dinge vielerorts tun, wenn sie geschehen und Menschen gerne zu sich nehmen, wenn sie Hunger haben 15 von Leichtmetall umrahmte Supermarktkette 16 macht gutes besser 18 geografisch nahe an Rütli, namentlich das genaue Gegenteil 19 ist bei Gemunkel herauszuhören 20 Musikgruppe, die nur am Wochenanfang auftritt? 22 haben die Deutschen nicht in guter Erinnerung, sie ersetzen dies oft durch ein spezielles Zeichen 23 manchmal wunderbar, manchmal total verrückt 24 als langjährige Nachbarin weltbekannt 27 ist in Lausanne beheimatet 28 Familienfeste zu feiern, ist ... ungewöhnlich 30 unter dem Namen Dieter Thomas bekanntes Hinterteil 32 fronshaltige Himmelskörper 34 darauf klappt bekanntlich nicht alles 35 tönt gebildet, ist aber völlig inhaltslos

Senkrecht — 1 gehört definitiv zum alten Eisen 2 Rast südlich von Densbüren? 3 allabendliches Respektieren gekürzter Erlöse 5 darüber fallen buchstäblich die Hyänen her 6 kleiner Geldbetrag, im Sparplan zentral 7 ihre Bande, aber in anderer Sprache 8 vor vor unserer Zeit 9 liegt in Oberösterreich, fließt durch Ungarn und lebt in Köln 10 nicht frommer als andere Nachtfalter 11 bildet die Schnauze des Schweiz-Schweinchens 12 gehört zu den 3000ern und führt ein riesiges Warensortiment 13 hören im Wald den unvorsichtigen Jäger und an der Wand ihre eigne Schand 17 leicht verwirrte Leichte 19 nicht herausrücken, aber herausgeben 21 was Präposition, Verb und Adjektiv sind 22 diesen Stern sieht man aus naheliegenden Gründen nie am Nachthimmel 25 in der Schaffhauser Politik einst Ernst, sonst eher brav 26 rast von Stadt zu Stadt oder fließt durch die Bretagne 29 bekannter Schweiger 30 «lachhafte» Fläche 31 von Google und von Budokas genutzt 33 Teil der Schweiz oder Teil von Asgard

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 809



Waagrecht — 2 RUH (Figur aus «Pu der Bär») 6 HINKELSTEINE 13 (R)ODIN 14 STOER 15 NUR 16 LA 17 HIER (franz. f. gestern) 18 EKZEM 20 ZMITTAG 21 Grüne NEUNE (ehem. Berliner Theater) 22 WELTUNTERGANG 27 ERIESEE 30 ZWANG 33 GASRECHNUNGEN 35 begABT 36 NR (Nicht-raucher) 37 KENTERN

Senkrecht — 1 EIDAME 2 RESET 3 ULTRA 4 EINZUG (ein Zug) 5 VERMENGEN (Gen, men) 6 HOLZWEG (Holz weg!) 7 (NIHI)LIST 8 KNIETITTERN 9 SORGT 10 TEEN 11 HandWERKERgilden 12 im NU 19 EN (EuroNight-Zug) 23 USER (Anagramm) 24 NECK (Wassergeist; engl. f. Hals) 25 EZ 26 ANGR (Abk. f. Angriff) 28 RABE 29 EHER 31 WUT 32 ANE (franz. f. Esel) 34 BruN-Nenkresse/ZINNkraut

Lösungswort — **KORNWEIHE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

MEHR **TRADITION** UND **SCHWEIZER LEBENSGEFÜHL**
FÜR DEINEN TV-SOMMER



Wo starke Männer sich im Sägemehl um Ruhm, Ehre
und den Siegermuni duellieren, ist ein Spektakel aus Sport
und Urchigem garantiert.



SCHWINGEN AUF SWISS1
AB 12. JUNI · JEDEN MONTAG · 18:30 UHR

DER SCHWEIZER TV-SENDER
ÜBERALL FREI EMPFANGBAR

SWISS1



/swiss1.tv